



**Neues Jahr -
Neues Glück!**

DER BERND

Die Studizeitung Potsdams

Frühjahr 2003/Nr. 21

DER NEUJAHR- BERND!

**Weihnachtsgeschichten
Silvester explosiv
Vom neuen Kriege
Gefährlich parken
Fotostory: Diese Lehramts!**

Dank AStA weiterhin: Kostenlos

Hausmitteilung

Die kältesten Tage dieses Winters liegen hinter uns und auch das Katastrophenjahr 2002 (Jahrhundertflut, Wahlkampf) ist Geschichte. Nun gilt es, den aufgesparten Optimismus im Jahr 2003 aufzubrauchen.

Viel wird das inzwischen nicht mehr ganz so neue Jahr uns bringen: Im März hat der „Tag von Potsdam“ Jubiläum, im Juni präsentiert sich die Alternativuni, ein neuer Weltkrieg beginnt (sagt man) und beim Runenwerfen während der Astrologiewoche im Sterncenter wurde uns prophezeit, im Sommer würde uns eine sehr gute Vertraute begegnen, deren Name mit A, M, S oder I beginne. Na, da kann es sich ja eigentlich nur um die seit längerem angekündigte INGE handeln!

Als gutes Vorhaben für dieses Jahr wünscht sich die bernd-Redaktion von ihren Lesern noch mehr Mithilfe, Kritiken, Bilder und Artikel. Aber das hätten wir vielleicht sagen sollen, bevor Ihr Euch wieder nur das Rauchen abgewöhnt hattet. Wir freuen uns jedenfalls über jeden Beitrag, den Ihr uns über bernd@rz.uni-potsdam.de und bald auch wieder über die Briefkästen vor den Uni-Mensen zukommen läßt.

Auch in der Redaktion gibt es indessen eine Neuerung. Eigentlich schon immer - soweit sich die übrige Redaktion erinnern kann - hat André Lausch das Layout des bernd gestaltet. Nun hat sich auch hier ein würdiger Nachfolger gefunden und uns bleibt nicht viel mehr als auch André nur das Beste für die zu bestehenden Prüfungen hier an der Universität und im weiteren Leben zu wünschen.

Die Redaktion

BEI VORLAGE DES STUDENTENAUSWEISES
5% RABATT*



**BÜROBEDARF + SCHREIBWAREN + SCHULBEDARF
SCHREIBGERÄTE + GESCHENKARTIKEL + ZEICHENBEDARF**

Rudolf-Breitscheid-Straße 41
14482 Potsdam
Tel.: 0331/70 77 73
Fax: 0331/74 82 971
e-mail: petermann-potsdam@t-online.de

Papeterie Petermann
STERN-CENTER 14480 Potsdam
Tel/Fax: 0331/62 54 28

*gilt nicht für Mont Blanc Artikel und Sonderpreise

Inhaltsverzeichnis

| | |
|--|----|
| Die Passion | 4 |
| Blühende Landschaften! | 5 |
| Wish it coul be Christmas every day | 6 |
| Studentische Initiativen vorgestellt | 7 |
| Weihnachtsaktion | 8 |
| Silvester explosiv | 10 |
| „Tag von Potsdam“ | 11 |
| Vom neuen Kriege | 12 |
| Vollversammlung der Studierendenschaft | 13 |
| Und täglich grüßt die Mensa dir.. | 14 |
| Bernds unabhängiger Wirtschaftsbericht | 15 |
| Bauen in Griebnitzsee | 16 |
| Herr Kellner, einmal Selbstjustiz! | 17 |
| Unregelmäßigkeiten bei Fachschaftsratswahlen | 18 |
| Vorsicht! | 19 |
| Briefkästen sind gelb! | 19 |
| Rette sich wer kann! | 20 |
| Bernd-Finanztipp | 21 |
| Wer suchet, wird auch irgendwann finden? | 22 |
| Was sollte die Uni gleich noch? | 24 |
| Nachsitzen im Gefängnis | 25 |
| Alternativuni | 26 |
| GolmDrin oder GolmDraussen? | 27 |
| Gedanken zu Golm | 27 |
| Anspruch und Realität - | 28 |
| Ladenstraße mit Fußgängerpromenade | 30 |
| Diese Lehramts! | 31 |
| Deutschlandfunk - wo bis du? | 32 |
| Geliebtes Golm III | 34 |
| Knautschi wautschi Hundi | 35 |
| Hexen, Henker, Heimlichkeiten | 36 |
| Heimatforscherin löst letztes Rätsel | 37 |
| Wir haben´s raus! | 38 |
| Schloss samt Residenz Berlin zu verkaufen! | 39 |
| Berlin wie es sinkt und lacht! | 40 |
| „Ich würd mich auch wehren...“ | 42 |
| Das Rezept für biegsames Glas | 44 |

Fortsetzung S. 4

| | |
|-----------------------------|----|
| Sweet Home Mittelerde | 45 |
| Stefans Küchen-Koch-Kolumne | 46 |
| Kochen mit Herz | 47 |
| Dichters corner | 47 |
| Leserpost | 48 |
| Was die Sterne sagen | 49 |
| Impressum | 51 |

Die Passion

Eine Weihnachtsgeschichte

Wer eine Reise macht, kann was erzählen. Wenn er mit der Bahn fährt, allemal. Wegen der Weihnachtsfeiertage habe ich vor, die liebe Familie in der Uckermark zu besuchen. Doch vorher gibt es eine harte Prüfung zu bestehen. - Die Fahrt im RE3! Vorbei an den Schlangen der wenigen geöffneten Fahrkartenschalter im DB-Service-Center geht es direkt zur S-Bahn. Über Potsdams schicken Hauptbahnhof fahren so unwichtige Züge wie der RE3 nämlich nicht. Immerhin bietet sich so die Gelegenheit, im Flair des Bahnhof Wannsee wartend zu verharren. Mit den Erinnerungen an wärmere Tage vertreibt man sich die Zeit. Im Sommer hatten hier noch Milliarden Mücken vom nahen Wannsee die Reisenden angefallen. Nun ist es nur die kühle Brise, die unter wolkenverhangenem Himmel über den Bahnsteig fegt.



In deutschen Wäldern lassen sich auch schöne Weihnachtsbäume finden.

Und so beginnt das erste Stück der Reise angenehm. Schon wenig später rollt das Dreiergespann roter Doppelstockwagen ein. Doch die weihnachtliche Besinnlichkeit ist schnell der Er-

nüchterung gewichen. Die schweifenden Gedanken werden eingefangen, alle Aufmerksamkeit ist nun der Suche nach einem Sitzplatz gewidmet. Orientierungslos stolpere ich die Treppen hinauf, das Gepäck der anderen mangels Ablage immer vor den Füßen. Doch da, gütiges Schicksal! Gleich mehrere freie Plätze! Allein auf den Vierersitzen sitzt ein Mann gestandenen Alters. Er hatte sich in eine Ecke verkrochen und bemüht sich nicht, die Tränen zurückzuhalten. Blitzschnell schalte ich. Einmal falsch reagiert, kann man sich seiner Probleme, die er aufzählen wird, nicht mehr erwehren. Gefährlich möchte er nicht sein. Gefährlich sind diejenigen, die erst auf die Straße treten und dann nachsehen, ob jemand bremst. Gefährlich sind Autofahrer, die meinen, ab 4 °C Außentemperatur würden keine Radfahrer mehr am Verkehrsgeschehen teilnehmen. Hier im RE3 war keine dieser Situationen zu erwarten. Dennoch setze ich mich auf den noch rechtzeitig entdeckten freien Zweiersitz, gleich gegenüber. Sein Versuch, meine Aufmerksamkeit zu provozieren, scheitert. Diesen Blick, der durch Menschen hindurchsehen kann und suggeriert, die Gedanken wären völlig woanders, hatte ich erprobt. Auf dem Radweg erwartete Gegenverkehr nie, daß ich ausweiche. Den Straßenfeger hat mir in der S-Bahn noch keiner angeboten. Doch wie wollte das dieser Mensch begreifen?

Als er meinen schweifenden Blick über die Stadtautobahn und die Autos, die sich zumeist vergänglich an der Geschwindigkeit der Bahn zu messen schienen, bemerkt, versucht er, zu kommentieren. „Autobahn, Autobahn, kommen trotzdem nicht voran. Autobahn – Bahnauto. Wir rollen sitzend in den Tod. ... Schule – Was braucht man lernen für's Leben? Eine Stunde und schon hat man die Million...“. Inzwischen habe ich den Blick tief in den Buchseiten ver-

wurzelt, als er seinen Monolog beendet. Solche Leute kenne ich aus meiner Nachbarschaft! Ein Hilfeschrei gegen die soziale Isolation. – Am besten einfach ignorieren! Und tatsächlich gilt nun die Zuwendung den anderen Fahrgästen. Jedem einzeln. Der „Zug nach Nirgendwo“ hatte sich als „Höllensexpreß“ herausgestellt. Während die anderen Fahrgäste nun nach und nach das bisher überfüllte Abteil verlassen, widme ich mich dem eigentlichen Problem. Der RE3 ist überheizt und stickig, während draußen die ersten Schneeflocken durch die Nacht wirbeln. Die Fenster, die in sommerlicher Hitze noch an den Gummis verklebten und damit jegliche Luftzirkulation im Ansatz verhinderten, beweisen nun, daß sie auch, wenn sie in maximaler Weite einen Spalt geöffnet sind, bestenfalls einen steifen Nacken bringen. Das Kondenswasser von der Atemluft beschlägt an den Scheiben und regnet auf mich herab. Doch inzwischen sind ja einige der anderen Plätze frei geworden. Genauer: Ich habe die Auswahl zwischen fast allen Sitzen im Abteil. Nur ein Vierer ist noch besetzt. Bald habe ich das Abteil für mich. Natürlich nicht lange. Abends läßt die Bahn ihre RE3-Kunden am Ostbahnhof in einen anderen RE3 umsteigen, damit auch diejenigen, die bisher auf der Treppe vor der Tür sitzen mußten, die Gelegenheit bekommen, einen richtigen Sitzplatz in den gegenüber bereitgestellten Waggons zu ergattern. Wer öfter in dieser Linie fährt, schult seine Reflexe und so sitze ich weiterhin vergleichsweise bequem und trocken.

Doch mit welchen Grausamkeiten auf dem Leidensweg von Potsdam nach Canossa würde die Bahn mich noch prüfen wollen? Sollte man wieder einen berühmten Schienenersatzverkehr, als „SEV“ verharmlost, bereitstellen? Als ich das letzte Mal mitternächtlich im Schienenersatzverkehr über Barnims verregnete Straßen fuhr,

wollte das Gejohle der vielen Wehrpflichtigen kaum verstummen, nachdem der Bus das Stoppschild überfahren hatte. Und das nicht nur im übertragenen Sinne.

Doch erst in Angermünde fordert mich eine Lautsprecherstimme zum erneuten Umsteigen auf. Glück gehabt: Durch die Unterführung, welche den Besuchern der Mitropa-Geschäftsstelle als provisorisches Pissoir dient, muß ich nicht. Gleich gegenüber steht er, ein winziger Zug war vom RE3 geblieben, der die Reisenden weiter befördern soll. In den roten Wagen verlischt indessen das Licht. Weiß verdeckt das Schneetreiben den matt von der Bahnsteigbeleuchtung erhellten roten Außenlack, als wolle er damit die aufgetanen Wunden seelischer Grausamkeit verwischen. Endlich fährt einen der Zug hinfort, bis das Licht der Bahn nur noch die verschneiten Felder der nächtlichen Uckermark erhellt. Schon von weitem erkenne ich die bunten Lichter der Heimatstadt. Am Bahnhof wartet niemand. Nur eine Gruppe einheimischer Jugendlicher begutachtet lautstark die Ankömmlinge. Befreit lasse ich die Bahn hinter mir zurück. Nur noch wenige Minuten Fußweg durch den frischen Schnee und der funkelnde Weihnachtsbaum, besinnliche Stille und Geschenke in raschelndem Papier umgeben mich.

Schon öffne ich den ersten geheimnisvollen Umschlag, der da für mich bereit liegt. Das letzte bißchen weihnachtliche Stimmung ist dem blanken Entsetzen gewichen, der Heilige Abend zum Fanal geworden. Wenn die Interregios jetzt zum Intercity umbenannt werden, kann man sie doch nicht mehr mit dem Semesterticket benutzen. Außerdem meint Oma, du könntest sie mal öfter besuchen, kommentiert man das Geschenk: Eine Bahn-Card!!

a

Blühende Landschaften!

„Graffiti's machen graue Wände lebendig, ich wünschte, ich könnt“ das auch.“ (Keimzeit) Dieser Vers muß schon manchem mal durch den Kopf gegangen sein, der es dann trotzdem probierte. Allüberall bemüht man sich, zwischen undeutlichen Farben auf Wänden, Planen und Glasscheiben Stellung zu beziehen, doch die Putzkolonne ist unerbittlich. Daher der bernd-Tip des Tages:

„Es wird durchgeblüht“ war das Credo Foersterns.

Warum nicht mal diese Möglichkeit nutzen, jedes Jahr neu Bekenntnisse erblühen zu lassen? Die diffusen Kreise und Linien auf dem Platz der Einheit machen vor, wie's geht. Warum nicht auch mal in Buchstabenformation Blumenzwiebeln pflanzen? Potsdams Beete sind ein unbeschriebenes Blatt! Wird Zeit, daß endlich jemand die richtigen Worte findet!

a

Wish it could be Christmas every day

'Es ist ja nicht so, dass ich es nicht jedes Jahr wieder und wieder versuche. Es gibt Leute, die stolz auf ihre Weihnachtsmuffelei sind. Ich hingegen kämpfe aktiv dagegen an. Jedes Jahr, pünktlich zum 1. Dezember, tritt mein 'Diese-Weihnachten-müssen-einfach-schön-werden'-Programm in Aktion:

Schritt 1: Adventskalender.

Habe ich nie - aus welchen Gründen auch immer.. Aber richtige Hardcore-Weihnachtsfans wissen auch ohne Kalender, wie viele Tage es noch bis Weihnachten sind. Wenn man sie 2:30 Uhr morgens anschreit: 'Es ist Weihnachten!', dann kuscheln sie sich nur in ihr Kissen und murmeln: 'Ach Quatsch, es sind noch 10 Tage und 21 ½ Stunden bis dahin. Geh und kaufe dir endlich einen Adventskalender.'

Schritt 2: Weihnachtslieder.

Darauf bin ich leider irgendwie allergisch. In der Adventszeit 2001 habe ich mit einer xmas-fanatischen Amerikanerin zusammengewohnt, die täglich drei Stunden Weihnachtsmusik hörte und beim Duschen immer voller Inbrunst 'Rudolf, the rednosed reindeer' sang. An Rudolf konnte ich mich nie gewöhnen, aber ich übernahm Kristi's Singen in mein 'Weihnachten 2002 muss-einfach-schön-werden'-Programm. Wenn 'Last Christmas' im Radio gespielt wurde, rührte ich nun mit und dachte hämisch an meinen Ex-Freund, der sicher froh war, dass er mich nicht hören konnte. Und wenn Mariah Carey's 'All I want for Christmas (is you)' kam, piepste ich mit und dachte an meinen jetzigen Freund, der weit weg in Kalifornien lebt (Und sich ironischerweise immer über die dortige Kälte beschwert...aber das nur am Rande...)

Schritt 3: Weihnachtsmärkte.

Vor allem der Dresdner Striezelmarkt tötet meine Anti-Weihnachtskörperchen ab und gewöhnlich verschicke ich fünf Schokoladenäpfel später Weihnachtskarten in alle Welt mit Grüßen wie: 'Only the Germans know how to celebrate Christmas properly. Kill Rudolf!!!' Am nächsten Tag, wenn ich das Striezeldelirium überwunden habe, schicke ich dann immer Mails an meine

Freunde und entschuldige mich im Voraus für die Weihnachtskarten.

Schritt 4: Weihnachtsgeschenke.

Beherrsche ich so perfekt, dass ich für jedes Familienmitglied meistens zwei Weihnachtsgeschenke habe. Und ich rede hier nicht von Socken, Krawatten und Parfum sondern von individuell ausgesuchten Geschenken. Leider müssen meine Verwandten Schritt 4 noch stark üben.

Schritt 5: Weihnachtsdekoration.

Finde ich immer ganz hübsch aber im eigenen Zimmer nerv's. Spätestens wenn mein Kater die Räucherhermannchenparade zum zehnten Mal gekonnt mit der Pfote niedergemetzelt hat, packe ich die Kettenraucher wieder zurück in die Schachtel. Irgendwann werde ich sie aufstellen. Mein Kater ist ja schon ziemlich alt.

Schritt 6: Weihnachtsstollen.

Mag ich leider gar nicht.

Und das obwohl ich so lange in Dresden, der Heimat des Christstollens, gewohnt habe. Meinen Fehler versuche ich mit dem exzessiven Genuss von schokolierten Lebkuchen zu kompensieren. Ich kompensiere sehr gewissenhaft.

Schritt 7: Ein echter Weihnachtsbaum.

Weihnachten 2001 leistete ich mir einen natürlichen Weihnachtsbaum. Wunderschön. Nur leider so stachelig. Noch viel leiderer war, dass ich mir eine Lichterkette mit 100 Lämpchen besorgt hatte. Meine Schmerzensschreie hörte man noch bis in die Nachbarwohnung. Der Baum sah dann allerdings auch märchenhaft aus. Bis nach 2 Stunden die Lichterkette kaputt ging. Irreparabel. Also entfernte ich die hundert Lichter von dem Stachelbaum (100 Schreie) und kaufte schnell noch eine neue Lichterkette (12 Schreie). Dieses Jahr war ich nervlich einfach noch nicht bereit für einen Weihnachtsbaum. Aber 2003 wird alles besser...

Schritt 8: Weihnachten in Familie ist schön.

Das ist der schwierigste Schritt, den ich bis jetzt auch noch nicht gemeistert habe. Dieses Weihnachten konnte ich jedoch wenigstens den handfesten Weihnachtsstreit mit meiner Schwester



Stille Nacht?

vermeiden. Ich habe sie nicht besucht.

Schritt 9: Gänsebraten.

Der unerfüllbare Schritt. Wenn man als Kind eine zahme Ente als Spielgefährten hatte, kann man unmöglich Schwimmvögel - einschließlich Pinguine - essen. Wenn bei Verwandten der Weihnachtsbraten auf den Tisch kommt und die Gans auseinandergeschnitten wird, fange ich immer an, zu heulen. Nicht wirklich förderlich für eine weihnachtliche Atmosphäre. Aber ich werde eh in den anglophonen Raum auswandern, wo man Truthahn isst.

Schritt 10: Ich freue mich über meine Weihnachtsgeschenke.

Das ist meistens gar nicht so leicht. Wer schon mal Begeisterung beim Auspacken einer goldfarbenen Kunstlederbauchtasche heucheln musste, wird in etwa wissen wovon ich rede...Dieses Weihnachten habe ich auch Schritt

9 gemeistert, wenn auch nur deshalb, weil es nichts als Geldgeschenke gab. Klar, man könnte dann noch enttäuscht sein, weil man orange viel lieber als blau mag....aber besser blau als rot.

Ihr seht, ich gebe mir wirklich alle Mühe dieser Welt und trotzdem bin ich immer froh, wenn endlich der 27. Dezember gekommen ist. Vielleicht fehlt mir ja das Weihnachtsgen, das normale Westeuropäer besitzen. Vielleicht bin ich eine seltene Mutation? Sollte ich mich medizinisch untersuchen lassen? Oder sollte ich mir dieses Jahr zu Weihnachten ein paar Kinder knippen und mich von ihrer Weihnachtsfreude anstecken lassen.? Oder ich gründe eine Selbsthilfegruppe der Möchtegerweihnachtsliebhaber. Interessenten melden sich bitte bei der BERND-Redaktion. Danke für Euer Verständnis.

Djamila Vilcsko

Halleluja bei Kaffee und Kuchen

Studentische Initiativen vorgestellt

Wer einmal Jesus kennen lernen möchte, kann das im Park Babelsberg tun. Dort laden Hartmut, Hovannes und Winfried zum Bibellesen. Darüber hinaus werden dem hungrigen Heiden Speis und Trank versprochen, die von barmherzigen Christenmenschen gespendet werden. BERND vermutet dort Antworten auf viele Fragen des Alltags aus studentischer Perspektive: Was sagt die Bibel zu hohen Semestergebühren? Würde Gott beim One-Night-Stand mit einer sympathischen Kommilitonin Kondome benutzen? Welchen Semesterplan schlägt die heilige Schrift vor? Wie kann ich durch tägliches Beten die Er-

folgchancen meines Bafög-Antrages erhöhen? Kann ich einen Dozenten der Blasphemie bezichtigen und auf dem Scheiterhaufen verbrennen lassen, wenn er meiner Interpretation der Bibel zum Hausarbeitsthema nicht folgt? Hat man bessere Chancen beim anderen Geschlecht mit Gott auf seiner Seite? Welche Vorteile hat die Anbetung des Christengottes gegenüber anderen Göttern?

Die Antworten findet man bei Hartmut, Hovannes und Winfried. Lesermeynungen zu diesem Thema und persönliche Erfahrungen von Studis mit Gott und Bibel stehen im nächsten BERND.

Stefan Hartung

Anzeige

BERND
DIR DEINE MEINUNG!
Bernd@rz.uni-potsdam.de

Weihnachtsaktion



Das war doch mal eine angenehme Überraschung, die den Potsdamer in den letzten Tagen der Vorweihnachtszeit gemacht worden ist: Von überall her funkelte und flackerte blau die weihnachtliche Beleuchtung. Viele Animatoure, vom Land Brandenburg (oder vom Himmel?) gesandt, trugen tannengrüne Kostüme und sorgten für allerlei Kurzweil bei dieser gut besuchten Veranstaltung am 21. Dezember. Begonnen hatte sie mittags am Bahnhof Rehbrücke. Hier hatte sich eine Folkloregruppe zusammengefunden, die wahrscheinlich gemeinsam noch die letzten Einkäufe für das Fest erledigen wollte. Eine neue Jacke, richtiges Schuhwerk und warme Mützen standen sicher ganz groß auf dem Wunschzettel.

Ein bisschen traurig war es dann aber schon zu sehen, wie dieses Grüppchen seinen Weg so einzeln gehen musste, wie die Aussätzigen. Vermutlich wurden sie schon als Kinder gehänselt und der einzige Trost auf ihre Frage „Warum ärgern mich die anderen Kinder und sagen, ich bin dumm?“ war ihnen dann die Antwort von der Mutti „Denk´ nicht weiter drüber nach. Das verstehst du nicht.“ Dieses Mal war man also ganz tapfer und hielt die dicken Tränen zurück. Gar nicht so einfach, denn der Gehweg war mit Menschen gefüllt, welche die Folkloristen mit Spott überschütteten und sie gar zwangen, ihren Weg auf der Fahrbahn zu gehen! Grausam, bedenkt man doch, dass die Menschen vom Straßenrand es waren, die eigentlich die Toleranz gegenüber den Minderheiten und ihrer - in diesem Fall - rustikalen und primitiv erscheinenden

Lebens- und Denkweise predigen. Die Herrschaften in Grün verhinderten auch, dass Kontakte untereinander die Isolation aufbrechen könnten. Bis zum Blauhaus führte der Weg aller Teilnehmer, mehr oder weniger gemeinsam. Die Vertreter der bernd-Redaktion hatten sich inzwischen direkt in den Pulk der in Grün gekleideten Menschen begeben. Schnell sah man, daß die von Herrn Schönbohm beklagte Nachlässigkeit beim Auftreten in der Uniform nicht auf teilnehmende Frauen zutraf. Mißmutiges Murren erklang jedoch erst mit der aufgeworfenen Frage, warum die Menschen auf der Fahrbahn nur von langweiligen deutschstämmigen Berliner Beamten geschützt wurden und nicht auch mal von Vertretern orientalischer Kultur. Doch als im bunten Haufen der Störer Unruhe aufkam, ließ man die bernd-Redakteure allein, direkt vor den Minderheitenvertretern, die sich übrigens „Kameradschaftszusammenschluss“ nannten und nun neben dem Blauhaus-Parkplatz versammelten. Bernd-Redakteure vor Menschen, die jedem skeptisch gegenüberstehen, der eigenmächtig denkend zu schreiben und zu lesen fähig sind? Ob das gut geht? Mit einer Kette aus einigen Dutzend Leuten in Grün drängte man sie ab.

Indessen versuchte man sich bei den Kameraden in weihnachtliche Stimmung zu bringen. Viele phantasievolle Geschichten und sicher auch ein paar Gedichte versuchte man auswendig vorzutragen, mindestens aber wurden viele Konsonanten und gelegentlich ein Vokal kreativ zu neuen Verbindungen zusammengefügt. Auch et-

was Ähnliches wie Lieder wurde angestimmt, konnte aber nicht so recht die weihnachtliche Stimmung herüberbringen.

Auf der anderen Straßenseite wurde es indes unruhig. Zwar versuchten die Animatoure in Grün, die Menschen bei Laune zu halten. Weiße Helme auf den sonst tannengrünen Beamten konnten aus der richtigen Perspektive schon wie ein Flockenwirbel im Winterwald wirken. Und wenn dann noch jemand mit rotem Barett hinzu kam, mochte man fast an den Weihnachtsmann glauben. Jedoch die Kälte zog in die Füße und an Glühwein hatte natürlich wieder niemand gedacht. Doch auch darauf reagierten die Freunde in Grün flexibel. Wer nicht abwarten konnte, bis es zurückging, spielte Greifen, musste aber, so er gefasst wurde, zwischen dem Rhododendron eines kleinen Vorgartens warten, bis man seine Adresse auf einen Zettel abgemalt hatte. So lange wollten viele aber nicht mehr warten. Drüben auf der Straße war ja auch schon das Traditionskabinett auf dem Weg zurück zum Bahnhof vorbeigezogen. Mancher hätte auch sicher gerne einfach nur noch die Tram nach Hause genutzt. Oder den Kameraden voraus. Doch an dieser Stelle fand nun endlich auch ein christliches Element Einzug in die bis dahin aktionsreiche, aber wenig besinnliche Veranstaltung.

Denn die Tram durfte nur betreten, wer reinen Herzens ist. Dafür sorgten die grünen Portiere, vor jeder Tür der Tram zwei. Eine hübsche Anspielung auf Petrus und seine Himmelspforte. Erst mit der angeblichen Geburt des Heilands zu Weihnachten waren die Wege offen, die Menschen von ihrer Erbschuld zu befreien und die Tür in den Himmel (oder eben die Straßenbahnen der ViP) passieren zu lassen. Allen anderen wurde später die Möglichkeit eingeräumt, in Buße zur nächsten Haltestelle umzukehren. Nicht jeder mochte so lange warten und durchbrach angeblich unüberwindbare grüne Barrieren wie sonst nur die freien Gedanken. Folgende Sprinteinlagen machten die Kälte schnell vergessen.

Doch wenn's am schönsten ist, soll man gehen, wie es die Kameradschaften vorgemacht hatten. Gemeinsam mit einigen Passanten hatte man an diesem Nachmittag solidarisch einige Hürden überwunden und erfuhr die in unserer Gesellschaft sonst so selten gewordene menschliche Wärme. Nur der Folkloreverein auf dem Weg zum Bahnhof Rehbrücke blieb weiterhin für sich allein und hat es dabei nicht mal bis zum Weihnachtsmarkt geschafft. Dem weihnachtlichen Zauber konnte sich Dank des großen Engagements aller Beteiligten aber wohl niemand entziehen. Warum nur kann nicht immer Weihnachten sein?

a

Anzeige

Die Wohnungsbörse

Hast du:

- eine Wohnung
- ein Zimmer in einer WG zu vermieten
- oder suchst einen Nachmieter,
- dann gehört das in die Wohnungsbörse!

Suchst du:

- eine Wohnung
- ein Zimmer in einer WG,
- dann schau doch mal bei der Wohnungsbörse vorbei

www.asta.uni-potsdam.de/wohnen

ein Angebot des AStAs der Uni Potsdam

Silvester explosiv

Über den Anschlag auf das Kulturzentrum „Chamäleon“

Unweit des entstehenden studentischen Kulturzentrums in der Elfeinstraße feierten einige Potsdamer Silvester auf eine Art und Weise, dass einigen Zeugen der Gruß: „Ein frohes Neues Jahr“ im Hals stecken blieb. Eine kleine Gruppe von Studierenden, zu denen ich gehörte, feierten gemeinsam in den AstA-Räumlichkeiten. Als wir kurz nach Mitternacht mit Feuerwerk auf die Straße traten, dachten wir noch nichts Schlechtes als uns ein Streifenwagen passierte. Dass dieser nicht zufällig vorbei gefahren war, bemerkten wir kurz darauf. Im Nachbarhaus fand ebenfalls eine Feier statt, die von wesentlich mehr Jugendlichen besucht war, als unsere. Auch sie begrüßten das neue Jahr mit Knallzeug und Feuerwerk. Das verwandten sie aber nach einer Weile nicht mehr, um böse Geister zu vertreiben. Von einem solchen besessen machte einer der Jugendlichen, die auf dem ersten Blick der rechten Szene zuzuordnen waren, sich mit einem Baseballschläger daran, die Fensterscheiben eines nahen Eckhauses einzuschlagen. Von den Geräuschen des zersplitternden Glas aufgeschreckt, wurden wir Zeugen dieses Angriffs, wobei wir nicht wussten, um was für ein Gebäude es sich handelt. Jemand von uns meinte, dass dieses Haus wohl von Linken bewohnt würde. Wir riefen die Polizei, wobei diese den Anrufen-

den unserer Gruppe nur mitteilte, dass ihnen der Vorfall bereits bekannt sei und Polizei unterwegs sei, nach Name etc. wurde nicht gefragt. Inzwischen wurden die eingeschlagenen und eingeworfenen Fenster als Ziel für Knallkörper und Feuerwerkskörper genutzt. Eine Rakete flog ins obere Stockwerk und ließ dieses kurz rot erleuchten. Es brach aber kein Feuer aus. 10-15 Minuten nach unserem Anruf traf die Polizei ein und setzte den Spuk ein Ende. Mehrere Wagen rollten mit der Zeit auf die Kreuzung und stellten sich zwischen Neonazis und angegriffenem Haus, welches zum Chamäleonverein gehört, wie ich später aus dem Radio erfuhr. Was genau die Polizei tat, um die Täter zu verhaften, war uns nicht ersichtlich, sie trat auch nicht an uns heran, um uns als mögliche Tatzeugen zu befragen. Diese musste dann der Chamäleonverein im Nachhinein selbst suchen. Auch, wenn ich nicht die Vorgeschichte kenne und nicht die Darstellung der Angegriffenen in vollen Umfang bezeugen kann, so fordere ich doch auf, gegen ein solches Vorgehen von Rechts aktiv vorzugehen. Es braucht nicht nur für den Chamäleonverein materieller, ideeller und tatkräftiger Unterstützung, damit Vorfälle wie dieser nicht irgendwann zum Alltag gehören.

AL

Anzeige



BERND

MACHT DICH BERÜHMT!

**Her mit Deinen Artikeln,
Bildern und anderen Beiträgen!**

Bernd@rz.uni-potsdam.de

„Tag von Potsdam“

Jubiläum als Offenbarung für Geschichtsverständnis



Das Ende vom Lied (Foto gestellt)

„Am Tage von Potsdam, am 21. März 1933, war diese alte Königsstadt ein einziges Heerlager. Überall von den Türmen und Dächern, von Fenstern und Masten wehten die Fahnen des neuen Reiches. Die Mauern hallten wider vom Gesang vaterländischer Lieder.“ So beschreibt ein zeitgenössisches Schulbuch die „Stunde weltgeschichtlicher Größe“. An diesem Dienstag blieben in Potsdam alle Ämter und Schulen geschlossen, ab zehn Uhr wurden die Eingangstüren der Häuser vom Alten Markt bis zur Breiten Straße versperrt, bis 11.50 Uhr verbreiteten die Glocken damals vielleicht besser besuchter Kirchen für zwanzig Minuten einen Heidenlärm über der Stadt wie sonst wohl nur zu besonderen Anlässen von religiöser Bedeutung. Die Garnisonkirche als Mittelpunkt dieses skurrilen Spektakels war nicht allein eine Ausweichlösung, weil der Reichstag ja fast einen Monat zuvor in Flammen aufgegangen war. Man suchte hier gezielt die Verbindung zu alten, sogenannten preußischen Traditionen. Dazu gehörten der Besuch der Gruft Friedrich II. gleichermaßen wie der Handschlag Hitlers mit Hindenburg. Was der „Bund zwischen Vergangenheit und Zukunft“ am Ende für Elend und Grauen brachte, ist hinlänglich bekannt.

In diesem Jahr kommt auf Potsdam das siebzigste Jubiläum dieses „Tages von Potsdam“ zu. Überraschender Weise gibt es jedoch auch jetzt noch eine aktive Randgruppe, welche Daten wie diese als Anlaß zur Feier sehen. Eine steigende Zahl von Aufmärschen am Rande der

Stadt in der jüngeren Vergangenheit sowie Übergriffe auf alternative Einrichtungen lassen ahnen, was Potsdams Innenstadt am Freitag den 21. März, dem zweiten Tag im Frühling, sowie dem folgenden Wochenende bevorsteht. Fraglich bleibt bis zum Schluß, ob die Vertreter der rechten Minderheit wieder an den Stadtrand verbannt werden oder diesmal als Ziel ihrer Wallfahrt Helmut's Fahrrad-Center und das ehemalige NVA-Rechenzentrum auserkoren haben, an deren Stelle sich einst die Garnisonkirche befunden hat und befinden werden soll. Sicher ist, daß die Innenstadt an diesen Tagen in jedem Fall einem Sperrbezirk gleichkommt. Wie (auch) aus der näheren Vergangenheit bekannt, werden dann Nutzer der öffentlichen Verkehrsmittel sowie Passanten auf den Straßen nach dem Äußeren beurteilt und gegebenenfalls aus dem Zentrum ferngehalten. Diese Tage werden zeigen müssen, ob und wie sich die Worte von Bürgermeister Jakobs realisieren lassen, der bereits am 21. Dezember feststellte, es ginge darum, Naziaufmärsche da zu verhindern, wo sie stattfinden sollten. Statt sich in Gegenveranstaltungen nur des eigenen Standpunktes zu versichern. Ein verstärktes Personalaufkommen aus allen Richtungen ist jedenfalls zu erwarten. Und vielleicht erkennen diesmal alle Gegendemonstranten, daß nicht die Polizei der eigentliche Gegner ist. Und umgekehrt. Damit der Frühling dieses Jahr gut beginnt.

Einen ganz eigenen Kommentar zu den braunen Seelenverkäufern und Propagandisten gibt übrigens das Glockenspiel der Garnisonkirche stündlich in Strophe 5 von „Üb immer Treu und Redlichkeit“ ab:

„Der schöne Frühling lacht ihm nicht, ihm lacht kein Ährenfeld;
er ist auf Lug und Trug erpicht und wünscht sich nichts als Geld.“

Genießt also auch mal die ersten wärmeren Tage. Und wenn die Touristen kommen, spielen wir wieder heile Welt.

a

Vom neuen Kriege

Mittwochssalon der Böllstiftung

Die Heinrich-Böll-Stiftung lud am 27. November zum Mittwochssalon, statt in die Fabrik, ins edle Wiener Cafe am Luisenplatz ein. Klassische Musik zum Eingewöhnen bildete den etwas eigentümlichen Rahmen für einen Vortrag über den neuen Krieg. Herfried Münkler von der Humboldt-Universität stellte im Rahmen seiner Öffentlichkeitsarbeit für seine zwei neuesten Bücher, und daher gut vertraut in diesem Feld, seine Sicht der Dinge dar.



Neue Kriege sind eigentlich alte Kriege. Marodierende Söldner und systematische Vergewaltigungen gab es bereits im 30jährigen Krieg. Beide sind gekennzeichnet durch eine Entstaatlichung, da private Akteure Staaten herausfordern. Denn statt politischen stehen vielmehr wirtschaftliche Interessen im Vordergrund. Der Grund ist einleuchtend. Krieg ist billiger geworden und lohnt sich wieder. Nicht Geländegewinne, sondern äußerst lukrative Gewinnmöglichkeiten wie Rohstoffe, Drogen und Menschenhandel stehen im Mittelpunkt. Die Wiederaufbaukosten werden umgehend sozialisiert. Der Krieg ernährt sich also selbst. Das heißt aber auch, dass kein Anreiz für ein Ende besteht. Zur Be-

„Ich glaube nicht, daß allein die führenden Männer, die Regierenden und Kapitalisten am Kriege schuld sind. Der kleine Mann anscheinend auch, sonst würden die Völker als solche nicht mitmachen.“

Anne Frank

stätigung muss man nur nach Angola oder den Kongo schauen. Doch gegenwärtige Kriege sind ebenso asymmetrisch. Netzwerke wie Al Kaida sind Meister der billigen Kriegsführung. In einem so umfassenden System wie dem des westlichen Nationalstaates können Schwächen gezielt ausgenutzt werden. Die Ziele sind über die ‚weichen Ziele‘ hinaus die Aktienkurse und die Verunsicherung der Bevölkerung. Man denke nur an den Tourismus als Einnahmequelle. Minimaler Aufwand kann also einen maximalen ‚Effekt‘ haben. So verbreiteten tschetschenische Rebellen ihre Neuigkeiten über das Internet und hielten über eine kurze Zeit die Meinungsführerschaft bis der Tross aus Experten, Auslandskorrespondenten und Politiker aufholen konnte. Natürlich durfte auch eine Einschätzung des Iraks nicht fehlen. Doch weder Massenvernichtungsmittel, Terrorismus oder Öl ist für Münkler der entscheidende Faktor. Gibt es doch gerade im Irak den am weitesten säkularisierten Islam. Dies und die zentrale Lage sind Voraussetzungen für eine neue Dominotheorie der USA. Ein westliche Marionettenregime soll eine Sogwirkung auf die benachbarten Staaten entfalten und diese umfallen lassen. So ist die berüchtigte „Destabilisierung der Region“ von den USA gewollt. Doch Münkler bleibt skeptisch über den Erfolg.

Münkler hat die gegenwärtige Entwicklung des Krieges umfassend zusammengefasst. Doch wohl zwangsläufig unbestimmt blieb seine Handlungsanweisung. Embargos sind gescheitert. Für ihn hilft nur eine stärkere Kontrolle der Finanzwege. Dies scheint wie eine politische Begründung der Tobin-Steuer. Aber es zeigen gegenwärtig reichlich wenig Anzeichen in diese Richtung. So bleibt das Fazit, dass Terroristen, Warlords und deren Anschläge weiter zum (Fernseh)Bild gehören werden.

Robert Mailbeck

Vollversammlung der Studierendenschaft

Eine Eindruckschilderung

Am 3. Dezember lud der AStA der Uni-Potsdam die Studenten zu einer Vollversammlung. Thema der Veranstaltung war die geplante Abstimmung zu Gebühren für den Hochschulsport und die Einführung einer Service-Chipkarte mit verschiedensten möglichen Funktionen.

Die Versammlung begann bei niedrigen Temperaturen (nur der BERND lief im T-Shirt rum) im Freien vor dem Audimax-Gebäude. Es hatte offensichtlich Schwierigkeiten mit der Universität gegeben, einen geeigneten Raum zu organisieren. Dafür gab es heiße Getränke und Musik. Nachdem sich genügend Studis eingefunden hatten, wurde der Gedanke geäußert, sich einfach des Audimaxes, trotz der dort stattfindenden Vorlesung zu bemächtigen. So strömten die Versammelten dorthin, wo die meisten der anwesenden Jura-Studenten wenig Verständnis für die plötzliche Unterbrechung ihrer Vorlesung zeigten. Auch Professor Oechsler protestierte gegen die Eindringlinge, verhielt sich aber gegenüber den AStA-Referenten sehr tolerant. Er verließ nur unter Protest zusammen mit seinen Studenten das Audimax.

Nun konnte der eigentliche Teil der Vollversammlung beginnen. Es sprachen diverse AStA-Referenten und StuPa-Abgeordnete. Leider waren die Beiträge relativ unstrukturiert und wurden dem Anspruch, zur allgemeinen Information beizutragen, nicht gerecht. Die einen schienen schlecht vorbereitet und wenig geeignet, vor großem Publikum komplexe Sachverhalte darzustellen, andere nutzten die Veranstaltung mehr, sich selbst und die eigene politische Hochschulgruppe ins rechte Licht zu rücken. Das merkten auch die Teilnehmer schnell und viele gingen deshalb auch recht zügig wieder. Allgemein war die Beteiligung nicht so groß, daß man hätte auch nur annähernd von einer vollständigen „Voll“versammlung reden können. Ob es am Thema lag oder an der Vorbereitung oder am allgemein geringen Interesse der Studenten an ihren eigenen Belangen – wer weiß? Oder war es einfach der Zweifel daran, daß die Beteiligung an Vollversammlung und Urabstimmung



überhaupt einen Einfluß auf die Geschehnisse an der Uni hat? Frühere Vollversammlungen haben darauf auch keine klare Antwort gegeben. Es hat sich zumindest gezeigt, daß der Hauptteil der Studis die angesprochenen Themen für eine Informationsveranstaltung von 90 Minuten nicht relevant oder interessant genug fand. Aber die nächste Versammlung kommt sicherlich. Dann wird alles besser. Raumplanung, Redebeiträge und Informationsgehalt. Bestimmt.

Ach ja. Die Ergebnisse der Urabstimmung liegen natürlich vor. Danach soll es für die Funktionen der Chipkarte einen Vertrag zwischen Studierendenschaft und Uni geben. Mancher mochte sich über diesen Verhandlungsauftrag des AStA per Votum gewundert haben; wurde er doch zu diesem Zweck gewählt.

Außerdem wünschen sich die Studenten, daß der Sport weiterhin 0,51 Euro der Semestergebühren kostet. Ob dieses Votum der Studenten aber Realität wird, muß sich erst zeigen. Der Senat der Universität Potsdam (6 Profs, 2 Wissenschaftliche Mitarbeiter, 2 Studenten, 1 Technisches Personal) hat jedenfalls auf der letzten Sitzung die Gebührenfinanzierung des Hochschulsports beschlossen. Dagegen will der AStA nun klagen. Und dann mal sehen, was aus dem Chipkarten-Vertrag noch wird.

Stefan Hartung

Und täglich grüßt die Mensa dir..

...oder wie es ist, wenn man am Neuen Palais wartet

Ich betrete die Mensa und bin geschockt. Das kann doch nicht sein, es ist doch erst 12h. Warum ist das hier so voll? Also gehe ich an der halsausrenkenden, dafür digitalen Was-gibts-heute-alles-zu-essen-Anzeige vorbei, lasse auch starrende Studenten (meistens sind das Studentinnen der Genauigkeit halber) links liegen und schnappe mir ein Tablett. Macht eine digitale Anzeige nicht nur dann Sinn, wenn sie sich ständig ändern muss? Ich habe das Gefühl, dass ich jede Woche das Gleiche esse. Demnach wäre eine einmal beschriebene Tafel immer aktuell! >>Na, wenn das Geld gerade da war<<, höre ich da jemanden sagen.

direkten Weg zwischen Vegetarischem und Vegetariern stehe. (Bemerkung: Ich mache jetzt keine Anspielung auf die letzten Silben). Zum Glück geht es in meiner Reihe schon voran. Ich unterdrücke mein Denken, bemerke mich in der Realität und verliere den Anschluss an meine Reihe nicht. Jetzt könnte es bei den Vegetariern besser gehen, wenn nicht schon wieder ein neuer Wegelagerer meinen Posten eingenommen hätte. Nur noch 10 Leute vor mir. Das sollte doch klappen! Nur noch 5. Dann 3. Da ist das Gemüse aus. Dann heißt es eben warten.

Dieses Mal auch in einer nicht störenden Position denke ich und schon werde ich gefragt, ob ich einmal zur Seite rücken könne, denn die Person wolle sich einen Saft aus der Saftvorhalte nehmen. Na was soll ich da sagen, außer ja! Fast lässig nehme ich meine Warteposition erneut ein, nachdem die Saft-Person sich endlich für eine Saftfarbe entscheiden konnte. Jetzt ist das Gemüse da! Ich schmunzle vor Freude, wenigstens heißes Gemüse essen zu können, weil ich vermute, dass der Rest der Speise nur noch warm statt heiß ist. Noch 2, noch 1, dann bin ich dran. Endlich! Ich bestelle für den großen Hunger (wenn ich ihn noch nicht hatte, dann machte mich spätestens die Warterei hungrig) und muss zusehen, wie ich eine Portion Nudeln bekomme, die höchstens der Qualifikation „für den normalen Hunger“ entsprechen kann.

Wahrscheinlich spürte die Köchin meinen bohrenden Blick, zumindest setzt sie noch einmal an, um meinen Teller randvoll mit Nudeln zu füllen. Leider bleibt das Vorhaben im Ansatz stecken, denn ich zähle auf der neuen Kelle höchstens 5 Nudeln. Also schließe ich daraus eine fingierte Handlung, um dem großen Hunger kleinbei zu kommen. Ich nehme das Essen trotzdem und begeben mich jetzt zum Nachtischregal der 5. Essenausgabe, was auch günstig ist, da die Kassenschlangen zu den beiden Kassen sowieso hier enden. Ich drehe mich vom Regal um ca. einhundertundachtzig Grad und stehe schon in der Reihe der bezahlwilligen Kunden.

Im viertel bis achtel Schritttempo geht es jetzt auf die Kassen zu und einige Begrüßungen von Mitstudenten später stehe ich vor der Kassiere-

Ich zwänge mich vor bis zur Essenausgabe 1. Wenn ich jetzt ganz viel Glück habe, dann ist das Essen 1 nicht gerade aus. Aber ich habe kein Glück. Also stehe ich vor der Ausgabe des (sehr teuren) vegetarischen Essens weil noch weitere Studenten das billigste Essen (nur preislich gesehen) verzehren möchten und fühle mich von der Frau im grünweißen Kittel beobachtet, die Vegetarisches verteilen will. Da aber ausgerechnet jetzt niemand seinen Bedarf für dieses Gut äußert, guckt sie entsetzt zu mir herüber, weil ich die Frechheit besitze, ihre Speisenausgabe für potentielle Vegetarier zu blockieren.

Ich gucke gelassen weg und überlege derweil, wann ich das letzte Mal Schokopudding aß. Sollte das schon wieder einige Wochen her sein? Endlich kommen sie - die Vegetarier - und verlangen ein Stück Mittagessen für ihresgleichen. Dabei behindere ich die sonst unkomplizierte Ausgabe, weil ich vom Schokopudding abschweifend, über Schokoquark nachdenkend im



Hauptsache, es schmeckt!

rin (ich entschied mich heute für die nicht freundliche dafür jüngere). Sie tippt auf ihre Tastatur und auf dem neuen Flachbildmonitor steht das, was sie mir auch sagt: >> 1 Euro<<. Ich bezahle und suche kopfschüttelnd einen Platz in der nicht lautlosen Mensa. Vom Betreten der Mensa bis jetzt sind höchstens 12 Minuten vergangen. Das ist alles in allem ein guter Tag. Da sehe ich schon einen Studenten ganz hinten winken. Was für ein Glück. Dann ist mir also auch ein Platz sicher.

Ich setze mich, froh, endlich sitzen zu können

und frage mich zum wiederholten Male, wann endlich Disneyland-Wartegirlanden zickzack kreuz und quer vor der Mensa und den Essenausgaben aufgestellt werden. Ein Schild vor der Tür: Mensa-Land! Ab hier 30 Minuten Wartezeit - heute zu empfehlen: Die Kartoffelpüreeattraktion.

Und das lustige Mensa-Maskottchen ergänzt, den Arm etwas in die Luft hebend: du musst so groß sein, um die Mensa betreten zu dürfen.

m - a - r - k - o ,
FSR Mathe/Physik

Bernds unabhängiger Wirtschaftsbericht

UniClever – 1000 % BESSER, NEUER, SCHÖNER, MEHR!

UniClever hat im letzten Jahr wieder Erwartungen und gesetzte Ziele um Welten übertroffen. Die jährliche Mitgliederversammlung, auf der die Ergebnisse vorgestellt wurden, geriet dadurch zu einer ausgelassen-extatischen Jubelfeier. Dort wurde der scheidende Vorstand mit frenetischem Beifall und stehenden Ovationen verabschiedet und mit einem beispiellos zuversichtlichen Wahlergebnis von 102,37 % eine neue Vereinsführung gewählt. BERND fragt den neuen Vorsitzenden Alexander Wolherr:

BERND: Alex, ihr habt ein tolles Jahr hinter euch. Kann man das eigentlich noch überbieten.

Alex: Es ist schwierig, das stimmt.

Aber unsere UniClever-Freunde werden immer engagierter, professioneller – ja einfach ständig besser. Das wird sich in unseren zukünftigen Erfolgen widerspiegeln.

BERND: Was heißt das konkret?

Alex: Noch mehr Projekte, noch bessere Seminare und ein gigantisches, nie dagewesenes UTW-Event.

BERND: Das klingt ja super! Wie macht ihr das?

Alex: Gute Frage. Anfangs habe ich auch darüber gestaunt. Doch dann habe ich gemerkt: Alle bei uns wollen immer noch besser werden. Und sie wollen, daß die anderen erst recht noch weiter vorwärts kommen. Wir sind wie eine große Familie. Jeder hilft jedem und freut sich über die Erfolge des anderen. Darum wollen auch ständig neue Studis mitmachen.



Bernd-Finanztipp: Geld in dauerhafte Werte investieren

BERND: Genau darauf wollte ich hinaus. Was muß man tun, um dabei zu sein? Wie kann man mitmachen?

Alex: Also das ist wirklich leicht! Wer Lust hat, braucht einfach nur zu unseren Treffen kommen. Dort trinken wir Cola und Brause, machen die witzigsten Sachen und tauschen unsere be-

sten Ideen aus.

BERND: Und dann..?

Alex: ... geht's ran an den Speck! Wir finden uns in kleinen Teams zusammen und lösen die kniffligen Aufgaben, die wir uns gestellt haben gemeinsam.

BERND: Kann ich auch mitmachen?

Alex: Na logisch. Komm einfach mal vorbei oder schreib an uniclever@rz.uni-potsdam.de!

BERND: Vielen, vielen Dank!!!

Alex: Ach was, ist doch kein Problem...

Bauen in Griebnitzsee

Oder: Alles wird gut

Es ist schon beeindruckend, was für Baupläne nun für Griebnitzsee vorliegen. Bisher erkennt man diesen Uni-Komplex eher durch seine scheinbar willkürlich dahingestellten Gebäude. Keines mochte zu anderen zu passen oder hat günstige Wegverbindungen zueinander. Das soll sich nun ändern.

Das Haus 1 birgt bereits einige Geschichte in sich. 1944 als Zentrum eines nie vollendeten Stadtteils der Medienstadt gedacht, bot es der russischen Kommandantur nach Weltkrieg 2 Obdach, was im rechten Flügel des Hauses bis zum Umzug der Bereichsbibliothek zu sehen war. Spuren der Akademie für „Staat und Recht der DDR“ (ASR) finden sich auch noch heute, und daß ein Teil des Hauses bereits auf dem Mauerstreifen vor Steinücken stand, läßt sich jetzt noch an umgebende kleine Bunker sehen. Die Gitter an den hinteren Fenstern sind bereits entfernt. Aber genauso, wie dieses Haus historisch und architektonisch ein Fremdkörper in der Gegend geblieben ist, ist es das durch die Wege weniger mit der Umgebung verbunden als getrennt.

Das soll sich nun zumindest baulich ändern, denn der Bedarf an Räumen ist enorm gestiegen. Dafür wird das Gelände zwischen HPI und Studentendorf, als unmittelbare räumliche Fortsetzung zu Haus 1, völlig umgestaltet. Im Zuge der Bauarbeiten möchte man zum einen 300 neue Stellplätze für PKW schaffen. Diese Anzahl halten die Planer für ausreichend, weil Griebnitzsee mit seinen ÖPNV-Haltestellen für die Universität Potsdam bereits der besterschlossenste Standort sei. Auf die Zahl und Art der Fahrradständer versucht der AK Verkehr noch einmal Einfluß zu nehmen. Weniger ausgefallenes Design als am Neuen Palais und mehr Funktionalität hätte auch auf die Kosten einen positiven Einfluß. Vielleicht bliebe dann sogar Geld für die Überdachung der Fahrradständer,

wie sie bei uralten Exemplaren auf dem Campus noch zu besichtigen ist.

Für Hörsäle und Seminarräume entsteht an der Stelle des derzeitigen Waldstückes zwischen jetzigem Universitätsgebäude und dem Hasso-Plattner-Institut (HPI) innerhalb der nächsten vier bis fünf Jahre ein neues Gebäude, das die katastrophale Raumsituation entschärfen könnte. Allerdings wird dieses wohl vor allem die Kapazitäten aufnehmen, die im Park Babelsberg verloren gehen werden. Bereits zur BUGA hätte man im Sinne der Touristen wenigstens die Gebäude hinter dem Schloß Babelsberg abgerissen sehen wollen, so schnell ging es dann aber nicht. Und so kann man noch eine Weile in Babelsberg zwischen vergilbten Blümchentapeten in unsanierten Räumen recht abgeschieden studieren und in einer großzügig angelegten Mensa essen, bis in Griebnitzsee tatsächlich die neuen Gebäude bereitstehen.

Wenn dies dann irgendwann der Fall ist, wird sich auch dem derzeitigen Speiseraum der Mensa ein neuer, größerer Raum anschließen. Dies wird zwar das Problem der Überlastung, das allein HPI und ansässige Fakultäten jetzt schon bereiten, nicht wirklich lösen. Allerdings könnte sich damit wieder die Möglichkeit bieten, ohne längere Wege einen Platz zum Essen zu finden. Im Sommer kann man sich auch schon mal vor die Tür setzen, im Winter werden speziell die Raucher nicht um den provisorischen Zeltbau auf der Wiese vor dem Haus umhin kommen. Weil die Mensa kein Bier verkauft, hält sich die Stimmung darin jedoch in Grenzen und ist nicht vergleichbar mit den Bierzelten zum Oktoberfest. Aber nichts wird so heiß gegessen, wie es in der Mensa vorgewärmt wird. Es muß sich zeigen, wann und wie die vorliegenden Planungen am Ende wirklich realisiert werden. Inzwischen hat man sich an dieser Uni schon an viele Provisorien gewöhnt.

a

Deutschland sucht den Superautor!

Bewerbungen mit Probetext an: bernd@rz.uni-potsdam.de

Herr Kellner, einmal Selbstjustiz!

Die Tobias Kaufman Kolumne

„Ups. Ich habe das Auto nicht abgeschlossen“, sagt Süße. Ein paar Tropfen Mittelmeer glänzen noch auf ihrer Schulter. „Naja, das Auto ist noch da“, brumme ich und wische mir den Schweiß von der Stirn, den der beschwerliche Aufstieg hinterlassen hat, vom Strand zurück, hierher auf den Parkplatz zu unserem Mietwagen. Ich taste nach meiner Hose. Süße kramt ein wenig schuldbewusst herum. Die Flugtickets sind noch da. Die große Sporttasche auf dem Rücksitz ist nicht durchwühlt. Meine Hose fühlt sich leicht an. Zu leicht. „Mein Portemonnaie ist weg!“ War das mein Schrei? Es gibt Situationen, in denen ein Mensch in wenigen Sekunden all das durchsuchen kann, was sein ist. Wenn man in der S-Bahn schlaftrunken vom Kontrolleur überrascht wird, bekommen Mäntel, Hosen und Hemden zusätzliche gefühlte Taschen und man verflucht die verdammte Schusseligkeit, die erbliche. Wenn man dagegen auf einem Parkplatz in Spanien nach einem Portemonnaie sucht, in dem der Personalausweis, die Kreditkarte und der Mitgliedsausweis des 1.FC Köln stecken, sind alle Taschen wie zugenäht und man wünscht sich nichts sehnlicher, als dass auch diesmal die verdammte Schusseligkeit schuld sein möge, die erbliche. Süße schlägt die Autotür zu. Die Tür schließt nicht. Zwischen dem oberen Rand und dem Dach klafft eine deutlich erkennbare Lücke. Mein Portemonnaie ist weg. Definitiv. Und diesmal ist ein verdammter spanischer Auto-

dieb schuld, mit seinem Brecheisen. Gekauft vermutlich, nicht geerbt. Wenn man sich daran gewöhnt hat, dass die Straßenschilder mit den Entfernungangaben offensichtlich rein zufällig in der Landschaft verteilt werden, dass die Ladenöffnungszeiten etwa so durchschaubar sind wie das neue Tarifsystem der Deutschen Bahn und dass Kellner vermutlich

schon in der Schule lernen pampig zu sein, ist Spanien ein großartiges Land. Der Urlaub hier war verdammt perfekt. Bis heute, bis auf den letzten Tag. Auf dem Weg zum Flughafen Malaga übe ich ein neues Wort: GottverdammtdarumhabeidasPortemonnaie-nichtsowieallesandereauchmitandenStrandgenommen.

Ein langes Wort, aber leicht zu merken. Am Flughafen kann ich es bereits durch einige hübsche Vernichtungsphantasien – Spanien betreffend – ergänzen. Süße erledigt derweil die Formalitäten bei Avis. Plötzlich wird Süße bleich. Der sympathische Autovermieter hat soeben 550 Euro Selbstbeteiligung für die Autotür kassiert. Wir hätten doch einen Mercedes mieten sollen, statt des verbiessamen Opel Corsa, denke ich auf dem Weg zur Polizei. Dort verbringe einen schönen Nachmittag. Fünf Beamte mit Schnäuzer (Also auch hier!), Schusswaffe und ohne jede Englischkenntnisse langweilen sich um die Wette. Zwei Schotten kauern auf der Wartebank. Sie sehen aus, als säßen sie schon seit der Eroberung Gibraltars durch britische Truppen Ende des 18. Jahrhunderts auf dieser Wartebank. Aus ihrem Ferienhaus wurden Schmuck und Videokamera geklaut. Die Dolmetscherin kommt. Rote Pömps, rotes Röckchen, enges Blüschen. „Wann geht ihr Flug?“ fragt sie. „Vor fünfzehn Minuten“, sagt der Schotte. Ich schmökere in der Broschüre des spanischen Innenministeriums. „Spanien hat eine der niedrigsten Kriminalitätsraten in Europa. Das verschafft uns Lebensqualität. Trotzdem



Daheim ist's eben doch am schönsten!

sollten sie folgende Hinweise...“ Ich darf meine Anzeige erstatten. König Juan Carlos blickt von seinem Porträt an der Wand in die Ferne. Er sieht traurig aus. Mein Angebot, das verbogene Avis-

Auto zu besich-

tigen, reißt niemanden vom Hocker. „Sowas haben wir schon mal gesehen“ übersetzt die Dolmetscherin. Voll böser Ahnung, dass es keine Sonderkommission für mein Portemonnaie geben wird, unterschreibe ich meine Anzeige in fünffacher Ausfertigung. Auf dem

Weg zum Gate hänge ich meinen Gedanken nach. Geiseln brauchen oft Jahrzehnte, um die traumatische Erfahrung zu verarbeiten, in der Hand durchgeknallter Moslem-Extremisten zu sein. Ich habe heute zehn Euro Bargeld, meine bürokratische Identität und 550 Euro für eine Autotür verloren, die nicht mir gehört. Ich werde eine Kolumne schreiben müssen, um das zu verarbeiten. Vor dem Flughafen treffen wir Malte. Er ist braungebrannt, trägt Jeans und Sakko und sieben Pilotenkoffer. Zu Malte gehören ein zweiter Mann aus Cloppenburg, Uwe, der gerade zum Parkplatz fahren will, dessen Frau, Maltes Frau und zwei kleine Gören. Das eine verschwindet mit einem roten Köfferchen im Flughafen-Gebäude. „Wo ist Silena?“ kreischt die Mutter. Süße und ich schauen uns an. Wir könnten das Kind greifen und Finderlohn kassieren. Für 550 Euro würden wir es rausrücken. Mama fragt: „Vielleicht ist sie mit Uwe zum Parkplatz gefahren?“ „Ich ruf ihn an“, sagt Malte und wählt im Handy.

„Hast du ein Telefon, Malte?“ fragt die Mutter. Eine schöne Situation. Und dann passiert es. Malte stößt an einen der drei Gepäckwagen, auf den die Gruppe ihre Koffer getürmt hat. Mit vernehmlichem Geklirr fällt der Pfand-Euro zu Boden. Süße und ich stehen wie angewurzelt. Wenn sie den Euro nicht gehört haben, könnten wir das Geld an uns bringen und die finanzielle katastrophale Bilanz dieses Urlaubstages wenigstens ein wenig aufbessern. „Bei Uwe ist sie nicht“, sagt Malte. Panik und Hitze lassen die Luft flimmern. Da! Das rote Köfferchen. Silena. Mama. Gott sei Dank. „Nun geht schon rein“, murmele ich: „es sind nur noch zwei Stunden bis zu eurem Flug nach Düsseldorf!“ Wir pirschen uns an das Geld heran. Malte fährt vor. Er sieht neureich aus, bei jeder Handbewegung. Hat nicht auch Robin Hood von den Reichen genommen, um den Armen zu geben? Ich bin seit heute arm. Und dann stelle ich den Fuß auf den Euro. „Nur noch 549 Mal und wir haben die Autotür wieder raus“, sagt Süße.

Tobias Kaufmann

Unregelmäßigkeiten bei Fachschaftsratswahlen in Griebnitzsee

Heftige Kritik am FSR Wiwi

Der Ablauf der diesjährigen Wahl zum Fachschaftsrat der Wirtschaftswissenschaftler ist zum Gegenstand heftiger Kritik geworden. Dem ehemaligen FSR wird unterstellt, keine Rechenschaft über seine Tätigkeit im Jahr 2002 abgelegt zu haben, neue Kandidaten behindert zu haben und die Wahl selbst manipuliert zu haben. Motiv soll die Furcht vor dem Verlust einiger der sechs Mandate sein, da es in diesem Jahr deutlich mehr Bewerber als in den Vorjahren gibt. Die neu angetretenen Bewerber wollen die Wahl nun anfechten und haben ihre Vertreter im Fakultätsrat zur Untersuchung der Vorfälle angerufen. Bisher steht fest, daß die Wahl vom 16. – 18. Januar täglich von 12.00 – 14.00 Uhr stattfinden sollte. Tatsächlich fand die Wahl jedoch nur am ersten der drei Tage statt, an den anderen

beiden fiel sie aus. Beanstandet wird dabei, daß gerade die Tage ausfielen, an denen die Kommilitonen der neu angetretenen Bewerber hätten wählen können. Darüber hinaus beklagen viele Studenten, die mangelnde öffentliche Bekanntmachung der Wahl. Ein Großteil wußte nichts von den Wahlen. Hinzu kommt, daß die Ergebnisse vom alten Fachschaftsrat oder den FSR-Mitgliedern nahe stehenden Studenten ausgezählt werden.

Für die Studierendenschaft als Ganzes stellt sich hier die Frage, wer die Fachschaftsräte kontrolliert, wenn sie der eigenen Fachschaft nicht rechenschaftspflichtig sind. Immerhin erhalten sie ein Drittel der Studentengelder und besonders mitgliederstarke Fachschaften bekommen das meiste Geld.

Vorsicht!

Der Bernd warnt alle Park Babelsberg-Studis. Autos nicht mehr sicher!!!

Vorbei sind die Zeiten, in der man vertrauensselig sein Hab und Gut der Uni anvertrauen oder Stunden in der Mediothek und Mensa verbringen konnte mit intensivem Lernen oder Essen. Arglosigkeit oder Schusseligkeit zu bestrafen, nun, manchmal kann das ganz gesund sein. Aber dass harmlose Autos attackiert werden – DAS geht zu weit. Seit der Einschreibeweche im Oktober häuften sich bis zu den Weihnachtsferien Vorfälle von eingeschlagenen Autofensterscheiben auf dem Parkplatz vor dem



Eine gute Alarmanlage kostet oft mehr als das ganze Auto

Sprachenzentrum am Park Babelsberg. Der oder die unbekanntenen Täter machten sich dreist am helllichten Tage oder Wochenende ans Werk und fanden es toll, Taschen von Dozenten und Studenten zu entführen. Was die sich wohl davon erhofften? Waren sie zu faul, Hausarbeiten selbst zu schreiben und klauten deshalb die Ideen Anderer? Waren sie so deprimiert ob ihrer Sprachkenntnisse, dass sie erfolgreichere Leute bestrafen wollten? Oder wurden sie einfach nur von Parkwächtern während einer Schäferstunde hinter den Büschen erwischt und wollten sich rächen?

Warum auch immer: damit nicht noch mehr Scheiben dran glauben müssen, solltet ihr keine Taschen oder Rucksäcke in den Autos lassen. Denn wer weiß, wann die nächsten Angriffe erfolgen, die Weihnachtsferien mögen nur eine Verschnaufpause gewesen sein!

Ulrike Hennings

Briefkästen sind gelb

Das haben wir berücksichtigt, als wir in allen Uni-Mensen einen großen Kasten aufhängen ließen und einen Aufkleber vom Bernd draufsetzten. Damit das alles ganz legal aussieht, kam neben dem Bernd auch noch einer vom AstA dran. Und nun?

Inzwischen sind seit der Installation der Briefkästen, die mit dem Schriftzug „Zetetelei“ versehen sind, zwei Jahre vergangen. Die Redaktion des Bernd hat sich seit dem fast völlig erneuert und auch der AstA ist nicht mehr der selbe. Doch wo die Briefkastenschlüssel sind, weiß natürlich niemand. Darum ruft der Bernd

nun zu einer besonderen Leseraktion auf: Wer kann das Schloß auf der Bodenseite öffnen, ohne den restlichen Briefkasten zu beschädigen? Wir bitten um Mitteilung! Die Redaktion wird dann die alten Schlösser austauschen, die Briefkästen anschließend entsprechend markieren und unseren Helfer mit Gewinnen überschütten. Bis dahin nehmen wir Beobachtungen, Geschichten, Gedichte, Zeichnungen und was eben zum Bernd gehört



Paketservice der Deutschen Post: Hier wird täglich geleert!

persönlich oder über derbernd@rz.uni-potsdam.de entgegen.

Rette sich wer kann!

Am besten ins Naturschutzgebiet

Wie mir **DER BERND** erzählt, macht der rückläufigen Zahl von BAföG-EmpfängerInnen deutschlandweit die Rasterfahndung zu schaffen. Wenn dieser aussterbenden Spezies nun noch von Seiten der „Ausbildungsförderer“ nachgestellt wird, mache auch ich mir Sorgen. Denn noch immer klebt kein Foto eines Vertreters dieser bedrohten Minderheit in meinem „So ists in Deutschland“-Fotoalbum. Nicht mal im Fernsehen habe ich eine Reportage über diese seltene Spezies gesehen. Ich meine, über alle andern, immer rarer werdenden Arten bringen sie Berichte, zeigen ihre Paarungsgewohnheiten und die bevorzugten Brutplätze. So habe gelernt, dass die kulleräugigen Flussregenpfeiffer kaum noch Eier legen, da sie keine Kiesinseln mehr vorfinden, um zu brüten. Bei BAföglern wären Paarungsgewohnheiten natürlich interessanter. Und jetzt auch noch die Jagd der staatlichen Sparbuchguthabenüberprüfer. Glücklicherweise stamme ich aus einem Naturschutzgebiet dessen Grenzen selbst den geschicktesten Häschern des EU-Raums verschlossen bleiben und dessen Verfassung mit dem Satz „Die Würde des Bankgeheimnis' ist unantastbar“ beginnt. Hierher, so rate ich, sollten die in ihrer Existenz bedrohten BAföglern ihre sie bedrohenden Euro bringen. Am besten gleich kofferweise, frei nach dem Motto: „Was Kohl kann, kann meine Kohle schon lange.“

Denn eigentlich lieben die Schweizer die Deutschen. Zumindest zwei Arten davon: Die (langen Kerls), die nur ihr Geld hinter den sieben Bergen bei den sieben Millionen Zwergen parken, aber nicht aus ihrem Becherchen trinken und von ihrem Tellerchen essen wollen, sondern schön zu Hause (in ihrem Königreich Preußen) bleiben. Und die, die Ferrari fahren, steuerlichen Wohnsitz in der Schweiz nehmen, aber ihre Runden im Fernsehen drehen. Geduldet werden die Deutschen zudem als Touristen, aber aufgepasst: Tessiner Ferienhäuser und St. Moritzer Apartments stehen Bürgern der BRD nur leihweise zur Verfügung. Sie bleiben auf alle Ewigkeit und darüber hinaus Eigentum von reichen Eidgenossen. Arme werden zum Studieren nach Deutschland geschickt. Womit sich die Frage erübrigt, was ich hier in Potsdam treibe.

Dies ist jedoch genau falsch. Um reich zu werden, bieten die Park- und Schlossanlagen Potsdams wenig Möglichkeiten; um bereits erworbenen Reichtum zu genießen, schon eher. Oder nicht, Herr Jauch? Oder nicht, Herr Ex-Schweizer-Botschafter und immer noch Gatte von Ex-Miss-Texas, Herr Borer-Fielding?

Für arme Studis hingegen ist die brandenburgische Landeshauptstadt ein hartes Kopfsteinpflaster. Doch will Student sein Geld, das er hier nicht verdient, auf die hohe Kante legen, stehen ihm „Ausbildungsförderer“ und die hiesigen Banken im Weg. So hab ich's zwar nach monatelangem Betteln und zwei Stunden Hungerstreik doch noch geschafft, hier ein Konto zu eröffnen, doch das kostenlose Girokonto gibt's wohl nur in der Fernsehwerbung. Stattdessen fallen als Dankeschön, dass ich dem Geldinstitut (potentiell) Einnahmen bringe, „Kontoführungsgebühren“ an. Für den Arbeitsaufwand, den die Konto-Bewegungen verursachen, so die Begründung. Hallo? Welche Bewegungen denn? Da zuckt nicht mal mehr was. Klinisch tot.

Kein BAföG, auch sonst keine Eingänge auf dem Konto. Wovon ich denn lebe? Schweizernummernkonto! Hab ich, natürlich. Also ohne Nummern, nur Konto in der Schweiz. Zurückhaltend, seriös, auf Diskretion bedacht, sind dort die Banker. Im Gegensatz zu überlautem „Wat wolln se?“- und „Bereits übazojen!“-Geplärre, das durch deutsche Schalterhallen schallt (Merke: Mit Mahagoniholz und Perserteppich verzierte, wohlklimatisierte chambre séparées schallen nicht, sie schlucken vielmehr so böse Aussagen wie „am deutschen Fiskus vorbei“ und säuseln ein stetes „ja-aber-gerne“). Selbstverständlich betreuen in solchen Räumlichkeiten extra für diese Tätigkeit weitergebildete Schweizergardisten die germanische Kundschaft. Alle haben sie geschworen, lieber augenblicklich zu sterben, als selbst unter Folter auch nur einen Kontostand an ausländische Steuerbehörden weiterzugeben. Die Zyankali-Kapsel ist deshalb wichtigster Bestandteil der Berufsumform, also neben Maßanzug, weißem Hemd und nicht-aufdringlicher Krawatte.

Doch zurück zum Thema: Was seit Menschengedenken das Überleben deutscher Politiker und

Millionäre sichert, drängt sich auch zur Rettung der letzten BAföG-EmpfängerInnen auf. So keimt in mir die Hoffnung, dass mir in Golm, in Griebnitzsee oder im Park Babelsberg irgendwann doch noch ein BAföG-Empfänger-Exemplar über den Flur läuft und ich ein Foto fürs Album schießen kann. – Fehlt mir dann einzig noch die 22-jährige Doktorandin, die zwölf unbezahlte Praktika in achtzehn Ländern gemacht hat, sich halbtags ehrenamtlich in der Altenbetreuung hervortut und abends für lau als Uni-Sport-Leiterin jobbt.

PS: In der letzten vorlesungsfreien Zeit traf ich einen deutschen Austauschstudenten. Der

brauchte für sein Album einen helvetischen Studenten, der alle vier Landessprachen spricht, zudem in einer Schweizer Großstadt aufgewachsen ist, die über 1,5 Millionen Einwohner zählt, und der bereit ist, auch nur für zwei Wochen ohne Lohn zu arbeiten. – Ich habe ihm darauf den Unterschied zwischen einem Austausch- und einem Langzeitstudenten zu erklären versucht. Er aber wollte lieber mehr über den Unterschied zwischen BAföG und dem eidgenössischen Stipendium wissen. Das wiederum war leicht. Es gibt keinen, auf beides hoffen Studenten vergeblich!

Pascal Tischhauser

Bernd-Finanztipp

Das kennt man ja: Hat man zu viel Geld auf der hohen Kante, hat das nachteilhafte Auswirkungen auf die finanzielle Förderung durch das BAföG-Amt. Selbst, wenn ansonsten alle Voraussetzungen stimmen. Wer mitdenkt, arbeitet dem Finanzüberschuß früh entgegen. Schnelle Lösungen bietet der DIT (Dresdner Bank), von dem die Beispielrechnung eines Industria-Fonds

zeigt, daß sich derartige Lasten im Berechnungszeitraum 3/2001 – 1/2003 von 5000 auf 1700 Euro senken ließen! Mit etwas Geduld kommt man so noch in den Genuß der BAföG-Höchstförderung! Natürlich kann man sein Vermögen auch daheim unters Kopfkissen legen. Aber Geld muß ja arbeiten...

a

Anzeige

+++ All you need! +++

buecher in bewegung.de

Studienliteratur Jura, Wirtschaft & Politik
Information und Beratung
Buchbestellservice
Sonderangebote

→ In der Bahnhofshalle Griebnitzsee!

Öffnungszeiten: Mo. - Fr. 9.00 - 18.00

Tel./Fax: 0331 / 740 9428

Wer sucht, wird auch irgendwann finden?

Magisterstudium, Praxiserfahrung und ein Praktikum am Sozialwissenschaftlichen Institut der Bundeswehr

Das Magisterstudium bietet einige Vorteile, so zum Beispiel die Möglichkeit, eine Vielzahl von Interessen zu verbinden und sich nicht auf ein einziges Fach festlegen zu müssen. Jedoch sind im Gegensatz zu den Diplomstudiengängen keine Praktika vorgeschrieben – für manche auf den ersten Blick kein Nachteil, aber langfristig ist fehlende Praxiserfahrung ein Hindernis auf der Suche nach einer guten Arbeit. Sind Praktika in der Prüfungsordnung jedoch nicht vorgeschrieben, lehnen viele interessante Praktikumbewerber den Bewerber ab. Deshalb ist es äußerst sinnvoll, sich von einem Professor eine Bescheinigung ausstellen zu lassen, dass Praktika erwünscht und sogar empfohlen sind. So ein wichtiges Blatt Papier kann einem auch anderweitig helfen und in meinem Fall sogar eine Übernachtungsmöglichkeit in Strausberg verschaffen. Strausberg? Was soll ich da? Wo ist das überhaupt?

In Strausberg (östlich von Berlin, die S5 schafft es alle 40 Minuten dorthin) befindet sich das Sozialwissenschaftliche Institut der Bundeswehr (genial abgekürzt SWInstBw) und genau dort habe ich meine Semesterferien verbracht, um ein Gegengewicht zur stark theorieelastigen Ausbildung an der Uni zu bekommen.

Das Institut erforscht im Auftrag des Bundesministeriums der Verteidigung u.a. die Funktion von Streitkräften, die Zusammenarbeit in multinationalen Verbänden, das Verhältnis von Militär und Gesellschaft oder aktuelle Probleme der Bundeswehr. Das „SOWI“ ist eine Einrichtung der Ressortforschung des Bundes und arbeitet somit auftragsorientiert. Da sich die Aufträge am Bedarf der Streitkräfte richten, müssen sich die wissenschaftlichen An-

gestellten am Institut durchaus mit Aufgaben herumschlagen, die nicht immer wissenschaftlich relevant scheinen. Warum soll ausgerechnet ich untersuchen, ob Soldaten mit der Farbe ihrer Uniformen zufrieden sind oder ob Ohrringe im Heer getragen werden dürfen und wenn ja, bis zu welcher Länge? Wenn doch zum Beispiel die Frage von Rechtsradikalismus unter Soldaten interessanter erscheint. Solch eine Studie mag jedoch für das Bundesministerium aus politischen Gründen nicht die höchste Priorität haben. Die Spannungen zwischen Wissenschaft und Auftragsforschung waren im Institut durchaus spürbar, insbesondere dann, wenn die Forschungsinteressen von Mitarbeitern über militärsoziologische Themen hinausgingen. Kompromisse werden trotz allem gefunden, Institut und Verteidigungsministerium bereichern sich gegenseitig. Und eventuell angestauten Frust kann man bestens bei einem Glas Rotwein

auf einem der nicht so selten vorkommenden Grillabende oder Betriebsausflüge loswerden. Diese Treffen aus offiziellen und unoffiziellen Anlässen, mit und ohne Uniform oder musikalischer Untermalung waren dann auch die Highlights meines Praktikums – nicht wegen des kostenlosen Essens (auch wenn das finanzschwachen Studenten bestimmt nicht ungelegen

kommt), sondern wegen der gemütlichen und entspannten Atmosphäre, die aus Wissenschaftlern ganz normale Menschen macht und es auch einer einfachen Praktikantin erlaubt, mit einem Oberst i.G. über Gott und die Welt zu diskutieren.

Im politikwissenschaftlichen Studium bekommt man so allerhand beigebracht: Politische Theo-



Theorie und Empirie bei der Bundeswehr?

rie, Vergleich politischer Systeme, Internationale Politik, etc. Was aber macht man mit Realismus- oder Institutionalismustheorien? Was nützen Analysen demokratischer Systeme, Studien der Verwaltungssoziologie oder gar Deskriptiv- und inferenzstatistische Modelle der sozialwissenschaftlichen Datenanalyse? Bereitet mich dieses Wissen wirklich auf das Leben und die Arbeit nach der Uni vor, und werde ich es jemals wieder benutzen? Während des Praktikums ist mir zumindest aufgegangen, dass Statistik wohl doch nicht nur dazu da ist, den Studenten das Leben schwer zu machen. SPSS wird am Institut sehr häufig benutzt, da dieses stark empirisch ausgerichtet ist. Die Arbeit an einer Institutsstudie unterscheidet sich auch nicht großartig von einer größeren Hausarbeit: anhand einschlägiger Literatur liest man sich in das Thema ein, bereitet die methodischen Grundlagen des jeweiligen Projektes vor (Fragebogen, Interviews, etc.), recherchiert eigenständig und erarbeitet schließlich den Untersuchungsbericht.

Staat - Armee - Sicherheit

Er schützt unsre Volkesmacht,
Mit Waffen stark und groß an Massen,
Wer hat nicht selbst schon mal gelacht,
Und konnt' solch Irrsinn nicht erfassen.

Und wenn es doch mal einer wagt,
Per Definition - zu sagen,
Könnst Krieg und Tod zum Sarg,
Und wer hat noch mehr Fragen.

Und meinte nur - per Definition!
Das ohne Soldaten - Waffen,
Dem Krieg, ihm fehlt die Munition,
Wie ist er dann zu schaffen?

André Kühn

Zum Glück für die Mitarbeiter (und die Strausberger) verfügt das Institutsgelände über eine auch öffentlich zugängliche Bibliothek mit einer großen militärsoziologischen Abteilung, die jedoch wie unsere Uni-Bibliothek Probleme hat, aktuellste Forschungsergebnisse in den Bestand aufzunehmen.

Während des Praktikums arbeitete ich an dem Projekt „Die Integration von Frauen in die Bundeswehr“ und untersuchte eigenständig die Erfolge und Probleme bei der Integration von weiblichen Soldaten in die Streitkräfte Israels, der USA und Spaniens. Durch diese Arbeit ist mir zum einen bewusst geworden, dass bis Januar 2001 die Hälfte der deutschen Bevölkerung zwangsweise von einer gesellschaftlich und politisch relevanten Organisation, welche das Monopol an physischer Gewaltausübung im Namen des Staates hat, ausgeschlossen wurde. Zum anderen ist die Arbeit an diesem Projekt ein gutes Beispiel für die Relevanz theoretischer Untersuchungen und damit auch der Verantwortung von Politikberatung. Denn anhand der analysierten Länder und ihrer Streitkräfte habe ich versucht, Empfehlungen für die Bundeswehr bei innerorganisatorischen Umstrukturierungen bei der Integration von Frauen zu geben, indem ich aufgekommene und bewältigte Herausforderungen in den Teilstreitkräften Heer, Luftwaffe und Marine anderer Staaten identifizierte. Als Wissenschaftler trägt man eine große Verantwortung, werden Analysen und Schlussfolgerungen vom Auftraggeber ernst genommen, denn falsche Beratungen könnten durchaus negative Folgen haben.

Ich hoffe natürlich, dass ich die Bundeswehr nicht durch meinen Untersuchungsbericht in den Ruin treiben werde ... Ob ich mir nun vorstellen könnte, später in einer wissenschaftlichen Anstalt zu arbeiten? Schwer zu sagen. Solch eine Arbeit hat den Vorteil, dass man seine Interessensgebiete selbst bestimmen und selbstständig den Tagesablauf bestimmen kann (wenn keine Konferenz vorgesehen ist). Doch außer über Interviews und Umfragen fehlt der Praxisbezug. Ein Leben zwischen Lesen und Schreiben erfordert viel Geduld, Ausdauer und Konzentration – wer Action will, sollte sich woanders sein Geld verdienen. Ein Praktikum im SOWI kann ich jedem empfehlen, der selbstständig wissenschaftlich arbeiten will und kann – und sei es nur, um endlich mal mit einem General, Oberstleutnant oder Stabsoffizier in schneidiger Uniform in Kontakt zu kommen.

Ulrike Hennings

Was sollte die Uni gleich noch?

Die Abschaffung der Zwischenprüfung/des Vordiploms

So gut wie jeder Studierende wurde während seines Studiums mehrmals entweder mit der Frage konfrontiert: "Was kann man denn damit machen?" oder es wurde ihm mitgeteilt: "Da sind ja die Berufsaussichten auch nicht mehr so gut wie sie mal waren." Vom Lehramt mal abgesehen enthalten viele Fächer keine genaue Berufsbeschreibung, doch das müssen sie auch gar nicht, denn im Studium geht es nicht nur um die Inhalte, es geht vor allem auch um die Methoden. Der Studierende allgemein soll an einer Universität lernen, wie man wissenschaftliche Texte liest, versteht und kritisiert und wie man mit ihrer Hilfe einen Vortrag (Referat) hält und in einer Diskussion argumentiert. Er soll lernen wie man eigene wissenschaftliche Arbeiten verfasst (Hausarbeiten), dafür selbständig Literatur zusammensucht und sich wichtige Kenntnisse selbständig aneignet. Er soll lernen, wie man Sitzungen leitet und auch mit Prüfungssituationen soll er umgehen können, wenn er die Universität verlässt. Das Inhaltliche spielt in diesem Sinne nur eine Nebenrolle.

Der Universitätsalltag in Deutschland und auch in Potsdam sieht aber mehr und mehr anders aus. Seminare gleichen von der Teilnehmeranzahl immer mehr Vorlesungen und so manches Seminar wird auch in diesem Stil gehalten. Referate werden von einer solch großen Anzahl von Referenten gehalten, dass es dem Dozenten manchmal nicht auffällt, dass ein einzelner nichts sagt oder ein anderer aufgrund der Zeit seinen Teil gar nicht halten kann. Diskutieren muss man auch nicht mehr, das machen meist fünf bis zehn Personen von ca. 50 Teilnehmern. In vielen Fächern wurde inzwischen die Anzahl der Hausarbeiten reduziert und die der Klausuren erhöht, z.B. die Juristen im Grundstudium dürfen sich darüber freuen. Die Studierenden der Rechtswissenschaften haben auch das Glück von Vorlesungen im AudiMax. Und nun soll ein weiterer bisheriger Bestandteil des Studiums fallen: die Zwischen- und Vordiplomprüfungen. Zählen bereits in vielen Fächern die Noten der einzelnen Veranstaltungen als Punkte für die jeweilige Prüfung, so soll dieses Prinzip nun zumindest für die Halbtzeit allgemein eingeführt werden. Im ersten Moment sieht das vorteilhaft aus, keinen Stress mehr mit Prüfungsanmeldungen, kein Stress mehr mit dem Lernen

und den Prüfungen selbst. Der Nachteil liegt darin, dass man diesen Stress dann erstmalig zur Abschlussprüfung kennenlernt. Wie eine solche Prüfung abläuft, die Anforderungen einer solchen, all dies lernt der Studierende erst dann kennen, wenn es wirklich darauf ankommt und warum das ganze? Die Anzahl der Studierenden ist so hoch gestiegen, dass eine personalisierte Prüfung für viele Dozenten zu zeitaufwendig geworden ist. Können Klausuren von Hilfskräften kontrolliert werden, so muss sich der Prüfer auf jede Prüfung gesondert vorbereiten, wenn einige Studierende nicht zufällig die gleichen Themen gewählt haben. Diesen Arbeitsaufwand wollen und z.T. können einige nicht mehr tragen. Wie so oft in letzter Zeit bei der Änderung von Prüfungs- und Studienordnungen wird das Argument des Faktischen herangezogen. Sprachkurse werden aus den Ordnungen gestrichen, weil sie das Sprachenzentrum nicht mehr leisten kann, Computerkurse werden aus den Ordnungen gestrichen, weil das ZEIK sie nicht mehr leisten kann, Prüfungen werden aus den Ordnungen gestrichen, weil die Lehrstühle sie nicht mehr leisten können. Am Ende steht eine Ausbildung, deren Qualität Schritt für Schritt abnimmt.

Deutschland hat schlecht bei Pisa abgeschnitten, Deutschland hat im Vergleich zu wenig Studierende und die Qualität des Studiums ist im stetigen Sinkflug begriffen. Das einzige Rezept, das von den Politikern kommt, sind Studiengeldern und mehr Wettbewerb um die knappen Mittel. In Potsdam hat die Einführung der Rückmeldegebühren zu keiner Studienverbesserung geführt, da der eingenommene Betrag gleich wieder gekürzt wurde. Die Verschärfung des Wettbewerbs zwischen den Hochschulen des Landes Brandenburg, wie sie die Ministerin Wanka anstrebt, wird die Lehre nicht verbessern, denn mehr Geld bekommt die Hochschulen trotzdem nicht, sie müssen sich nur um das Wenige noch stärker streiten. Und die Abschaffung der Zwischen- und Vordiplomprüfungen wird nur den Kontakt zwischen Professoren und Studierenden verringern, Qualität bringt es nicht. Aber es ist schön, dass der Rektor die Erstsemester jedes Jahr aufs neue mit den Worten willkommen heißt, dass die Entscheidung für Potsdam die Richtige war. AL

Nachsitzen im Gefängnis

Thomas Pany 29.12.2002

Amerikanische Einwanderungsbehörde verhaftet Studenten, weil sie sich für zu wenig Wochenstunden eingeschrieben haben. Mindestens sechs Studenten aus dem Nahen Osten wurden die letzten zehn Tage im amerikanischen Bundesstaat Colorado in Gewahrsam gehalten, weil sie nicht an so vielen Universitätskursen teilgenommen hatten, wie es von den Auflagen ihrer Visa gefordert wird.

Der Ärger für die Studenten begann nach einer Meldung [1] des Guardian damit, dass sie die Immigrationsbehörde aufsuchten, um sich den neuen, verschärften Regelungen zufolge registrieren zu lassen - nach einem Beschluss des amerikanischen Kongresses vom 16. Dezember dieses Jahres müssen sich alle über 16-jährigen Männer mit befristeten Visa aus dem Irak, dem Iran, Syrien, Libyen und dem Sudan bundesweit registrieren lassen.

Die Studenten wurden sofort verhaftet und erst freigelassen, als sie eine Kautions von 5000 Dollar hinterlegen konnten. Der Anklagepunkt: Sie hatten sich für Kurse eingeschrieben, die weniger als die geforderten 12 Wochenstunden belegten. Nach Auskunft der Einwanderungs- und Einbürgerungsbehörde stellt die Unterbelegung eine Verletzung der Rechte im Zusammenhang mit der Erteilung von Studentenvisa dar. Andere Gesetzesüberschreitungen wurden den Studenten nicht vorgeworfen. Führende Mitarbeiter der Universität von Colorado [2] kritisieren das harsche Vorgehen der Behörden - ein Student wurde ins Gefängnis gesperrt, weil er eine Stunde weniger als gefordert belegte, obwohl er von der Universität dazu die Erlaubnis bekam.

"Die Studenten wurden unfairerweise und völlig

herzlos festgehalten", sagte der Direktor des Departments für International Education der Universität, Chris Johnson. Sein Kollege, Direktor der International Student Services, Mark Hollet meint: „Ich glaube nicht, dass uns dies bei unserem Krieg gegen den Terrorismus hilft.

Wir entfremden uns damit Menschen, die unsere besten Freunde werden könnten und gute Botschafter, wenn sie in ihr Land zurückkehren.“ Für den 10. Januar nächsten Jahres steht die nächste Registrierungs-Deadline aus: diesmal für Männer aus den Vereinigten Arabischen Emiraten, Nord-Korea, Marokko, Afghanistan und neun anderen Staaten. Zwei weitere Registrationsrunden sollen folgen. Bis zum Jahr 2005 soll das Ziel erreicht sein: möglichst allen Ausländern in den Vereinigten Staaten auf der Spur zu sein. Weitere Verhaftungen sind sehr wahrscheinlich.

Dass laut einer Umfrage nur 13 Prozent der befragten US-Bürger im Alter von 18 bis 24 Jahren den Irak

auf einer Landkarte lokalisieren können, (vgl. Irgendwie nicht von dieser Welt [3]) macht noch deutlicher, wie merkwürdig zur Zeit die Prioritäten verteilt sind.

Links
 [1] <http://www.guardian.co.uk/israel/Story/0,2763,865766,00.html>
 [2] <http://www.cudenver.edu/indexie.html>
 [3] <http://www.heise.de/tp/deutsch/special/irak/13645/1.html>
 Telepolis Artikel-URL: <http://www.telepolis.de/deutsch/inhalt/co/13871/1.html>



Endlich: Ein Wohnheim mit Weckdienst

Alternativuni



Mancher hat bereits einen Flugzettel in der Hand gehalten, andere sind noch ahnungslos: Nach verschiedenen gescheiterten Vorhaben wie der sogenannten „Demokratischen Universität“ mit ihren sonderlichen Vorstellungen und dem Arbeitskreis „Heißer Herbst“, dem ein kalter Winter folgte, sind nun endlich praktische Aktivitäten abzusehen. Die „Alternative Universität“ wirft ihre Schatten voraus. Doch was will sie überhaupt? Von der „Demokratischen Universität“ wissen manche noch, daß sie einst alle Vorlesungen abschaffen wollte, weil das die Universität nicht nur billiger käme sondern jeder einzelne dieses Wissen auch digital erlangen könne. Die Ideen des Arbeitskreises „Heißer Herbst“ waren schon deutlicher gegen bestehende Mißstände der Universität, es gelang jedoch nicht, das Nischendasein zu durchbrechen und die Theorie zu verwirklichen.

Dies könnte nun dem Konstruktiven Arbeitskreis „Alternative Uni“ gelingen. Erste Aktionen wurden bereits im Januar durchgeführt, eine ganze Woche Lehrbetrieb will die Alternativuni in der ersten Juniwoche durchführen. Innerhalb dieser Zeit werden in Seminaren die allgemeinen Probleme im deutschen Bildungssystem erörtert, bereits erlernte Theorien könnten als Antworten auf

Das Leben des Menschen ist kurz, deshalb solltest du das tun, was du tun willst. Es ist närrisch, in dieser Traumwelt zu leben, lauter unangenehme Dinge zu sehen und nur Dinge zu tun, die du nicht magst. Allerdings ist es wichtig, das nicht den jungen Menschen auf die Nase zu binden, da es ihnen - falsch verstanden - schaden kann.

Hagakure - Das Buch des Samurai -

Alltagssituationen verdeutlicht werden, auch globalere Themen werden angerissen. Wahrscheinlich wichtigstes Ziel ist jedoch, mit Hilfe dieser Alternativuni den bereits bestehenden studentischen Initiativen wie zum Beispiel IAESTE, ARKAS, attac oder auch uniclever eine Plattform zu bieten und öffentlichkeitswirksam eine interne Koordination und gegenseitige Interessenunterstützung zu ermöglichen. Weitere Vorschläge durch Studierende werden gerne aufgegriffen, denn man weiß, die bis dato üblichen regelmäßigen Demonstrationen vom Wissenschaftsministerium zum Landtag allein haben ihre Wirkung verloren. Es gilt, neue Formen des Protestes zu entwickeln.

Eine Teilidee scheint jedoch bereits jetzt gescheitert zu sein. Die Alternativuni beschränkt sich in ihrer Zielgruppe nämlich nicht allein auf die Studenten der Universität in Potsdam, da die Probleme sich auch nicht allein auf die Universität beschränken lassen. Aus den angesprochenen Fachhochschulen ist jedoch keine Reaktion auf die Nachfragen erfolgt. Ob sich ohne HFFler eigene Fernsehbeiträge produzieren lassen, die beispielsweise das Durchschnittsprogramm des Potsdamer Stadtfernsehens (PSF) aufwerten könnten, muß sich noch zeigen.

Sollte sich das Konzept ansonsten wie vorgesehen umsetzen lassen und zudem noch tatkräftige Unterstützung finden, könnte das womöglich das kritisch und aktiv begleitete Lernklima

am Standort sehr verbessern. Sobald die Aktionswoche beendet ist, scheint vorläufig auch die Aufgabe der Alternativuni erfüllt. Als Plattform und Verknüpfungspunkt für aktive Studenten und studentische Initiativen steht aber nach wie vor das Institut za merliwe dorozumjenje kulturow an der Universität Potsdam zur Verfügung.

a

GolmDrin oder GolmDraussen?

19:45 Uhr Ankunft in Golm.

Auf zum Haus 5. Wie gut, dass ich mich auskenne...andere müssen nach dem Weg fragen.

20:00 Uhr Haus 5. Stille. Menschengruppen sammeln sich vor dem Gebäude.

Was ist denn los? Nichts los? Oder doch noch GolmOpenAir?

3Euro Eintritt, davon 1 Euro Spende an die SOS- Kinderdörfer.

20:10 Uhr. Nach einigen Minuten unentschlossenem Warten, drin.

Amnesty International, Buchverkauf und Plakate mit der Aufschrift „No War“. Sieht nach studentischer Party aus.

Die Aula. Wie sieht' s denn hier aus? Sitzreihen ausgebaut um Platz zu schaffen. Sieht nett aus, könnte man glatt zwei (oder drei) Hörsäle schaffen, für die armen Sardinienstudenten des Fachbereiches Anglistik.

20:15 Uhr. Sollte es nicht um 8 losgehen? Aber muss ja nicht. Noch ist Soundcheck.

Na gut, holen wir uns erst mal ein Bier. Scheinbar frauentypisch trinke ich ein Lager Cuba Libre. Schön süß.

21:45 Uhr. Da wagt sich eine Band auf die Bühne. Frauen. Sie nennen sich „Bunte Brise“, kommen aus Lauchhammer, und haben es zwei Männern erlaubt, sie musikalisch zu begleiten.

Rockige Beatlesmusik (u.a.) durchflutet die Aula. Golm rockt. Folgt bald „RockInGolm“ sponsored by MTV?

Bunte Brise spielen und spielen.

23:30 Uhr. Ende. Es folgen die sehnlichst erwünschten „Ruffians“. Und Golm rockt, „ska't“ weiter.

GolmDrin – auf ein Neues.

Désiré Arnold

Gedanken zu Golm

Hinter hohen Mauern

Ein Ort der Stille und Friedlichkeit

Ein Ort des In-Sich-Kehrens

Golm –

Eine Oase im Trubel und der Hektik des stressigen Studentenlebens.

Golm –

ein Ort, den man nur lieben kann.

Golm –

der idealste Platz für „Ora et labora“

Golm –

historische Monumente blieben erhalten

Golm –

treffe ich hier Geschichte hautnah?

Désiré Arnold



Golm sehen und sterben!

Anspruch und Realität

Teil I

von: Jan Röhlk

Habt ihr auch die Erfahrungsstory der Anglisten gelesen? Ich hatte vorher keine Ahnung, wo die Anglisten überhaupt studieren und fand das erschütternd, was da alles erzählt wurde. Wenn man zynisch ist und diese Erlebnisstory mit der offiziellen Werbe-CD-ROM der Uni Potsdam vergleicht (die da heißt „Dort studieren, wo andere Urlaub machen“ und man für 3 Euro beim Presseamt bekommt), dann scheinen hier unterschiedliche Definitionen von Urlaub vorzuliegen: Offensichtlich wird in der Form Urlaub gemacht, dass man sich um 5:00 morgens vor dem Einschreibebüro aus dem Schlafsack bewegt, um sich dann in die Schlange einzureihen. Offensichtlich heißt Urlaub, mit 80 Leuten in einem engen Raum zu stehen.



Mein Beitrag zur Erderwärmung

Und Urlaub heißt bei den Wirtschafts- und Sozialwissenschaften hin und wieder, für einige Grund- oder Hauptseminare als wöchentliche Vorbereitung 100 Seiten im englischen Original lesen zu müssen. Für Studenten, die keine Geisteswissenschaften studieren: man hat Seminare, wo man Lese-Aufgaben bekommt. Dabei sind 100 Seiten nicht 100 Seiten, denn Originalliteratur, also z.B. ein Text von Hegel ist schwerer, d.h. zeitintensiver, also ein Sekundärtext über Hegel. Es geht mir darum, eine mögliche

Erklärung für den oft gleichermaßen von Studenten und Dozenten als unglücklich empfundenen Seminarablauf zu bieten – und der erklärt sich meiner Meinung nach u.a. aus dem Missverhältnis von Anspruch seitens der Dozenten und der Realität der Studenten. Die heutige studentische Realität ist, dass ich als potentieller Vollstudent, der nicht auf Arbeit angewiesen ist aufgrund elterlicher Unterstützung, in der Minderheit unter den heutigen Studenten bin. Einen 100 Seiten Text durchzuarbeiten mit eigener Zusammenfassung dauert nach meiner Erfahrung ca. 4 – 6 Stunden. Diese Zeit müsste man dann im Durchschnitt auf die Vorbereitung aller seiner Seminare aufwenden, womit der Tag gelaufen ist (ohne eine Veranstaltung besucht zu haben; und wann soll man die Literaturrecherche machen, und wann soll nebenbei die Hausarbeit geschrieben werden? Ach so, in den Semesterferien hat man ja soviel Zeit. Ach so, man muss da Praktikum machen, na ja.). De facto wird ein 100 Seiten-Text nach meinen bisherigen Seminarerfahrungen höchstens quer-gelesen. Das stellt auch der Dozent fest und ich weiß gar nicht, in wie vielen Seminaren es immer wieder zu der gleichen Situation kam: Seminar-Beginn, Dozent stellt Frage, keiner antwortet, Dozent beschränkt sich über die faulen Studenten. Aber allein die Zeit zum

Lesen ist knapp (z.B. muss man noch Hausarbeiten schreiben) und dann soll man alles direkt verstehen, um darüber diskutieren zu können, auf dem gleichen Niveau mit Dozenten, die teilweise ihre Seminare jedes Semester und seit x-Jahren laufen haben in genau ihrem Forschungsgebiet seit Beginn der wissenschaftlichen Laufbahn, mit dem sie auch jeden Tag durch Forschung, Vorträge zu tun haben? Klar, es gibt faule Studenten (übrigens nicht nur Studenten), aber in der Regel sitzen die Leute da,

weil es sie interessiert (nach meinen Erfahrungen). Warum gibt man nicht überschaubare Lese-Aufgaben? Wie wäre es mal mit 10 – 30 Seiten auf Deutsch? Die kann man gut zusammenfassen und dann können wir intensiv 90 Minuten darüber diskutieren (wenn es denn mal 90 Minuten wären; meistens geht doch über die Hälfte der Zeit für Referate weg). Hinzu kommt noch ein anderer Punkt: dieses ganze Wissen, was man sich aneignet, um später Diplom-Sozialwissenschaftler zu sein – ist das Wissen außerhalb der Forschung gefragt? Wie soll sich ein Student dafür motivieren, wenn ihm das Hochschulteam des Arbeitsamtes sagt, dass es Politologen sehr schwer haben werden (positiv gesagt)? Warum lernt man nicht viel intensiver, wie man lernt, präsentiert, moderiert, aufarbeitet und strukturiert?

Der heutige Student (zumindest in den Studiengängen, wo man seinen Stundenplan selbst bestimmen und aus einem breiten Angebot verschiedenster Fakultäten auswählen kann) muss sich gleichzeitig neben dem Studium mit äußerst zeitaufwendigen administrativen Aufgaben beschäftigen (das altbekannte „mit zwei verschiedenen Vorlesungsverzeichnissen unter Zeitdruck von Amt X zu Amt Y rennen, nur um zu erfahren, dass Amt D weiterhelfen kann, aber leider erst in einer Woche wieder aufhat“). Auch ich – wahrscheinlich jeder – habe Kritik an den Studenten, z.B. die Diskussionsunfreudigkeit in den (Haupt-)Seminaren. Aber es ist doch im-

mer am einfachsten, alles auf die „wachsende Faulheit der heutigen Studenten“ zu schieben. Die Texte nicht gelesen? Na klar, die faulen Studenten. Dass die faulen Studenten aber fast alle arbeiten, fast alle sich mit äußerst zeitraubenden administrativen und organisatorischen Unifragen beschäftigen müssen und generell unter einem viel stärkeren Druck seitens der Arbeitswelt stehen, als es noch zu Studienzeiten der Dozenten üblich war, muss doch auch mal mitberücksichtigt werden. Lange Studienzeiten? Ganz klar, die Studenten sind faul, aber die Uni doch nicht, die bietet doch die allerfeinsten Bedingungen –siehe Politik-Seminare, die für 30 Leute ausgelegt sind und wo sich zumindest am Semesteranfang mindestens doppelt soviel „reinstapeln“, siehe die konkrete Studiensituation in Anglistik.

„Dort studieren, wo andere Urlaub machen“ – habe ich da was falsch verstanden? Ach so, hier steht ja das Kleingedruckte (bitte vor Immatrikulation unterschreiben): „rustikaler Cluburlaub...günstige Schlafgelegenheit direkt am Animationsstandpunkt gelegen...warme Getränke nicht im Preis inbegriffen...Fakultative Ausflüge ins Umland auf eigene Faust durch Gratis-Benutzung der Verkehrsmittel möglich... Gelegenheit zu einem halbjährlichen Sitzplatz nur unter Vorbehalt....direkt enger Kontakt zu neuen Miturlaubern möglich...kostenlose Option auf Verlängerung...“. Schönen Urlaub dann noch!

Anzeige

Gasthaus "Zum Schaffner"

Gaststätte & Partyservice



14476 Golm
Karl Liebknechtstr. 28
Tel. & Fax: 0331 500538

Inhaberin: Margit Walch

Von 11 bis 14 Uhr
vegetarische und Fleischgerichte: 3,10€
Suppen: Teller 1,50€, Schüssel 2,60€
+ Nachspeise

Ladenstraße mit Fußgängerpromenade

Wunderschöne Zukunftsbilder

Die BNN berichteten bereits dieser Tage über den Wiederaufbau des Potsdamer Stadtzentrums, für das die Feinplanung vorliegt. Sie soll von unseren Stadtverordneten in der Beratung im Februar endgültig beschlossen werden.

Heute wollen wir zu einigen markanten Einzelheiten dieser Planung Stellung nehmen. Der zentrale Platz „Karl-Liebnecht-Forum“ mit der Festhalle und der Ufergaststätte wird den politischen Mittelpunkt der Stadt in wenigen Jahren darstellen. Hier finden dann die großen Demonstrationen und Volksfeste unter Einbeziehung der angrenzenden Bauten statt. Auf dem Platz können sich bis zu 35 000 Menschen versammeln. Ein Denkmal, das dem Kampf der Arbeiterklasse, insbesondere aber ihrem großen Vorkämpfer Karl Liebnecht gewidmet ist, gibt dem Platz die besondere Würde. Für das Karl-Liebnecht-Denkmal wird von den Architekten ein Ideenwettbewerb vorgeschlagen.

Das neue Theater

Der Alte Markt entsteht in veränderter Form wieder als umschlossener Platz, der dem Forum angefügt ist. Damit dann auch der notwendige Raum für das historische Ensemble Nikolaikirche, Altes Rathaus geschaffen. Das neue Theater an der Südseite des Platzes der Einheit stellt vom Stadtinneren her den Auftakt für das Kulturzen-

trum dar. Der Haupteingang bezieht sich auf die breite Fußgänger Verbindung an der Friedrich-Ebert-Straße und auch durch die Herumführung des terrassenartigen Vorplatzes auf den Platz der Einheit. Die technischen Anlagen des Theaters werden von der Wirtschaftszufahrt östlich der Nikolaikirche erschlossen.

Grünraum am Platz der Einheit bleibt

Von der Ufergaststätte nach Osten, an den hohen Wohnbauten entlang, führt eine großzügige Uferpromenade, die durch eine Fußgängerbrücke mit den Anlagen der Freundschaftsinsel verbunden sein wird. Die Straße am Kanal vom Platz der Einheit zur Berliner Straße wird im Süden als Ladenstraße mit Fußgängerpromenade ausgebildet, im Norden als Zufahrtsstraße zum Zentrum mit verschiedenen technischen Einrichtungen bebaut. Der Platz der Einheit bleibt Grünraum mit einem später zu bauenden mehrgeschossigen Gebäude als nördliche Platzwand. Westlich der Friedrich-Ebert-Straße, im Anschluß an den Marstall, entsteht das Bildungszentrum unter Einbeziehung der historischen Objekte an der Schwertfegerstraße. Vorgesehen ist, den Bau direkt mit den übrigen Bauten zu verbinden. Der kulturhistorisch wertvolle Neue Markt bleibt bestehen und wird der Innenraum des Bildungszentrums sein mit Durchgang zur Friedrich-Ebert-

Straße.

Im Lustgartenbereich entsteht das repräsentative Hotel mit den Gaststätten, einer großen Terrasse und den Einrichtungen für die Weiße Flotte. Das Ernst-Thälmann-Stadion wird später nach Errichtung des zentralen Sportparks nur mehr Freifläche für sportliche Betätigung und für andere Zwecke sein.

(...)

Im Laufe der Stadtanierung muß durch Abbrüche in der Posthofstraße eine Auflockerung erfolgen. Zwischen Wilhelm-Külz-Straße und Eisenbahnstraße verbleiben vorerst die Polizeibehörde und die Baubetriebe. Dem Zentrum zugeordnet ist auch der Stadtbahnhof mit seinem Vorplatz.

Einheitliche Fassadengliederung

Es ist beabsichtigt, die Bauten in der Standardbauweise als Stahlbetonskelettbauten zu montieren. Durch diese Technologie wird eine einheitliche Fassadengliederung aller Bauten im Zentrum erreicht. Die Festhalle stellt konstruktiv andere Forderungen und wird auch entsprechend gestaltet. Das gleiche trifft für den Hochhauskörper des Hotels zu. Werke der bildenden Kunst im Raum, am Bau und in den Gebäuden sollen dem Zentrum eine besondere Bedeutung und Aussagekraft verleihen. Eine komplexe Verplanung dafür ist gemeinsam von Künstlern, Städtebauern und Architekten eingeleitet worden.

BNN (NDPD-Parteiblatt), 01.01.62

Diese Lehramts! (Teil 356)



...seit die Mistkröten in ihren Mathebüchern lesen, dass Drogenhandel eine legitime Einnahmequelle ist, nehme ich fast jeden Tag eine von den Gören hops!



Anzeige



BERND

Die Golm-Geschichte (S.34) fortsetzen und gewinnen!

Bernd@rz.uni-potsdam.de

Geliebtes Golm III

Der große Uni-Roman zum Mitschreiben

Ihr erinnert euch:

Achim rückte näher: „Ich muss Dir was erzählen!“

Tina blickte erwartungsfreudig in sein Gesicht und dachte „Ja, ich will Dich heiraten!!!“

„Es verhält sich wie folgt: Im Jahre nach dem Millennium“ Achim rückte noch etwas näher „welches im Übrigen ja keines war,“. Sein Mund war dicht an Tinas Ohr. „hatte ich eine Beziehung. Zu einer Frau.“ Tina verzog entsetzt ihr Gesicht, das gemeinsame Leben mit Achim lief wie ein Film vor ihren Augen ab, auch die Vorstellung der Hochzeit änderte sich urplötzlich – sie war nur noch die Trauzeugin!

Tina fragte: „Zu einer Frau?“

Achim starrte vor sich hin: „Ja, zu einer grausam-intriganten Frau, aber ...“



Tina und Achim: Schicksale wie am Dänischen Wiek?

Tina überlegte wer diese Frau gewesen sein könnte, die diesen wundervollen, einzigartigen Menschen in so tiefe Traurigkeit gestürzt hat. Tina betrachtete Achim genau. Da saß er vor ihr: 1,90m groß, breitschultrig, mit blonden Locken und hellbraunen Augen. Selbst die extrem große Nase trug zu seiner, für Tina erregende Erscheinung bei. Was hatte SIE ihm nur angetan und warum?

„Hörst Du mir eigentlich noch zu?“ Achim guckte erbost. „Ach, Achim... ich war ganz in Gedanken, verzeih.“

„Ich repetiere: Meine frühere Freundin stieß mich sowohl in den psychischen als auch sozialen Abgrund. Dies begab sich in gleich von mir dargestellter Art und Weise.“

Wir waren gerade erst acht Monate, siebzehn Tage, sechs Stunden und dreiundfünfzig Minuten zusammen, als sie zum Verräter unserer Liebe wurde. Sie glaubte, unsere Beziehung sei zu asymmetrisch. Die politischen, philosophischen und kunstgeschichtlichen Diskussionen fadisierten sie angeblich.“

Tina sah ihn ungläubig an.

„Doch, doch dieses waren ihre Worte. Aber damit nicht genug. Sie denunzierte mich! Und kannst du erahnen als was?“, er blickte lange in ihre Augen: „Als Voyeur vom Studentendorf Steinstücken!“

„Ach, du warst das“, Tina wirkte kein bisschen überrascht. In dieser Gegend war so etwas ja eher harmlos.

„NEIN, Tina du missverstehst mich! Sie behauptete nur, dass ich es tat. Sie wollte Rache, weil ich ihr in einem nicht nennenswerten intellektuellen Disput argumentativ überlegen war.“

„Aber warum erzählst du mir das jetzt?“ flüsterte Tina, da schon sämtliche Tischnachbarn angeregt zuhörten. Einige zeigten schon mit dem Finger auf Achim: „Der Spanner vom Studentendorf Steinstücken...“ tuschelten sie.

„Kurz darauf wechselte Sindy, meine ehemals mentale Stimulanz, die Universität, angeblich um eine wenig unterrichtete Fremdsprache des vorderasiatischen Raumes zu erlernen. - Doch nun ist sie zurückgekehrt! Und mit ihr die Verunglimpfungen gegen meine Person.“

Ich musste es dir jetzt sagen um möglichen Irritationen deinerseits vorzubeugen.“

Tina guckte verwirrt: „Warum kommt SIE zurück? Wer ist SIE? Und hast du auch mit IHR deine Bücher geteilt??“

Dann nahm sie Achims Hand und sagte: „Komm' lass uns gehen. Auch ich habe dir etwas zu erzählen.“

Autorenkollektiv „achtundvierzig.be“

Knautschi wautschi Hundi

Idiosynkratischer Wahn

ich nun da und halte es vor mir wie einen nasen Sack, wie eine Bazille, die ihre Warmherzigkeit auf mich übertragen könnte! Das versuchen sie ja die ganze Zeit mit ihren Strahlmann-Augen, die sagen: „Hab mich lieb, ich bin doch so süß!“

Während ich bemüht bin, ihrem Charme zu widerstehen, hoffe die ganze Zeit, dass es nicht zu schreien anfängt! Meistens jedoch ist das der Fall und irgendjemand kommt dann angehetzt und nimmt es auf den Arm. Puh! Einmal mehr die Gefahr abgewandt. Damit das so bleibt, sollte ich lieber nicht mehr zum Abendbrot bleiben, nachher soll ich es vielleicht füttern! Abgesehen von der Sauerei die veranstaltet wird und mir vielleicht Karottenflecke auf meine Sachen kommen, die nie wieder zu entfernen sind, gibt es ja noch das andere Problem: Ein kleines hilfloses Würmchen liegt in deinen Armen und will gefüttert werden. Nicht, dass es irgendwelche Beschützerinstinkte in mir wach ruft, neeeeiiii! Bevor das passiert, verabschiede ich mich meistens vorher schnell mit einer scheinheiligen Ausrede.

Mannomann, was für ein Stress, da brauch ich erstmal Urlaub, denke ich meistens. Der Grund für mein Schreiben ist eigentlich folgendes: Ich möchte hiermit mein Versagen bekunden! Ich habe es nicht geschafft, ich muss kapitulieren. Schuld daran, ist mein Zwangsumzug gewesen, der aufgrund seiner Spontaneität dazu führte, in eine WG mit Hund zu kommen. Man kann sich meine Begeisterung vorstellen! Aber was sollte ich in der kurzen Zeit machen? Ich versuchte also über diesen Zustand nicht depressiv zu werden, sondern mir gut zuzurechnen, dass es ja nur ein kleiner Hund sei, ich nicht der Besitzer bin und genauso gut meine Zimmertür verschließen könne! Wie es die Zeit so will (und der Mensch ist ja nach seiner anfänglichen Rebellion ein Gewohnheitstier) fand ich dieses kleine Mistvieh namens Paula ziemlich putzig. Mein Gott, man stelle sich das vor, ich! Wenn sich ihr Herrchen in der Küche etwas zu essen macht, kommt sie immer in mein Zimmer gelaufen und schlawenzelt solange um mich herum, bis ich auch zum Essen in die Küche komme! Ist das nicht süß? Oh mann, ich bin



Einfach zum Liebhaben: Stubenrein, ruhig - und ausgestopft.

Fortsetzungen an: Bernd@rz.uni-potsdam.de

ein Weichei geworden. Jetzt gehe ich sogar mit ihr spazieren und denke bei meinen Alleingängen manchmal, sie würde hinter mir herlaufen. Dann blicke ich mich um, bis ich mir den Umstand gewahr werde, sie heute nicht mitgenommen zu haben. Kann das denn sein, dass dieses kleine Vieh es geschafft hat, sich bei mir einzuschleimen und dann auch noch die Erkenntnis

Hexen, Henker, Heimlichkeiten

Mysteriöses, Unglaubliches und Wahres aus dem alten Berlin: so lockt der Titel zu einem Vortrag des Berliner Journalisten und Stadthistorikers Rolf Kremming in die Urania.

So berichtet er von dem Fund einer besonders grausam zugerichteten Leiche auf dem Dachboden eines Weddinger Hauses am heutigen Gartenplatz. Beim Anblick der aufgeschnittenen Kehle wird sogar dem hart gesottenen Kriminalinspektor übel. Die Ehefrau des ermordeten Mannes weint bitterlich. Sein Blick fällt auf die burschikosen Hände, die sie beim Weinen vor dem Gesicht hält. Nachdem die Tatwaffe gefunden worden ist, gesteht sie und erzählt unter Schluchzen, wie sehr ihr Mann sie immer wieder betrogen und geschlagen hat, mit dem Haushaltsgeld durchgebrannt sei und auch die junge Tochter misshandelt habe. Die Nachbarn allerdings wissen anderes zu berichten. Bei Madame gingen die Liebhaber ein und aus und sie habe sich



Küß uns!

mehr als einmal an der Kasse des Geschäftes ihres unglücklichen Ehemannes vergriffen. So wurde Charlotte Henrietta Meyer 1837 als letzte Frau auf dem Gartenplatz, auf dem später eine große Kirche errichtet wurde, verbrannt. Noch heute, so geht die Legende, wandelt ihr Geist an jedem letzten Freitag zur mitternächtlichen Stunde über den Platz.

In der Zeit des Soldatenkönigs, 1718, hatte eine gute, wohlthätige Frau aus der Behrensstraße einen Sohn namens Karl, den sie zwar über alles liebte, der aber als ein stadtbekannter Tunichtgut bekannt war. Er ging keiner ehrlichen Arbeit nach und genoss schlicht das Leben. Eines Tages fand man die gute alte Dame erhängt und auch die erheblichen Ersparnisse, die sie über Jahre in einer Schatulle angelegt hatte, waren fort. Mit Hilfe des Dienstmädchens wurde der Hintergrund schnell aufgeklärt. Der Lebemann Karl schritt nun seiner offenbar gerechten Strafe entgegen. Er sollte an dem Seil aufgehängt

hervorzurufen, der Mensch sucht einen Begleiter und ist ja sowieso Gen-Urwaldtechnisch-gesehen ein Herdentier? Muss es denn ausgerechnet ein Hund sein?

Nun, ich habe beschlossen, diese-meine Phase als altersbedingte Irritation abzutun und schleunigst weiter zu ziehen: ohne Hund.

werden, mit dem bereits die Mutter ermordet worden war. Als nun der Henker zur Tat schritt, das Seil zur Hand nahm, fiel ihm auf, dass der Knoten, den das Seil aufwies, ungewöhnlich war: es war ein Knoten wie ihn nur ein Henker aufgrund seiner Ausbildung knüpfen konnte. So sah er mit tiefem Blick in die Augen seiner Knechte. Sofort gestand ein Knecht reuig die Tat. Er war der Geliebte des Dienstmädchens. Noch am Abend baumelten beide am Galgen, während sich Karlemann mit der Erbschaft seines Mütterchens ein schönes Leben machen konnte. Man sagt, er sei nach diesem Ereignis rechtschaffend geworden, habe geheiratet, zwei Kinder gezeugt und ordentlich für seine Familie gesorgt. Eine weitere schöne, recht gruselige Geschichte erzählt Kremming vom letzte Berliner Henker Justus Krauts. Dieser, wohnhaft in der Skalitzer Straße in Berlin-Kreuzberg, veröffentlichte 1899 ein Buch über seinen "Beruf", nachdem er seine Mütze endgültig an den Nagel gehängt hatte.

Krauts war Henker aus Überzeugung. Nach seinem Verständnis hat er die Menschen unter dem Beil nicht getötet, sondern gerichtet. Jahre später, nachdem er sein Geschäft in Deutschland nicht mehr betreiben durfte, erhielt Krauts einen Ruf von Lord Nelson aus England. Er war drauf und dran, sein altes Gewerbe erneut aufzunehmen. Nur das gute Zureden seiner Gattin, die keine Lust hatte, nach London zu siedeln, erinnerte ihn an die alte patriotische Pflicht, dem Vaterland zu dienen und überzeugte ihn, dass eine Verpflichtung in England die Ausübung seiner "beruflichen" Tätigkeit endgültig zum Selbstzweck und damit moralisch unhaltbar machen würde. Er folgte dem Rat seiner Frau und blieb in Berlin abstinenter von weiteren Hinrichtungen.

So erzählt Kremming vom Friedhof vor dem Tore der Stadt, am Halleschen Tore, an dem die armen Berliner beerdigt wurden. Unter anderem steht hier das Grab des berühmten preußischen Schriftstellers E.T.A. Hoffmann, der ebenfalls am

preußischen Kammergericht (heute: jüdisches Museum) als Kammergerichtsrat tätig war. Sein Freund, ein damals berühmter Schauspieler, saß zwei Monate lang jeden Tag mit einer Pulle Schnaps am Grab und rief, E.T.A. Hoffmann solle endlich da raus kommen.

Man erfährt wesentliches zum Wesen der Todesstrafe, warum und für welche Delikte sie ausgeübt wurde: manchmal reichte ein gestohlener Hering. Kremming referiert diese Strafen in all ihren greulichen Formen, ohne dabei pietätslos zu werden. Der blutrünstige Nervenkitzel dürfte Teil des Motivs für den Besuch dieser Veranstaltung gewesen sein. Dieses Bedürfnis wird bedient und der Vortragende wird diesem unter-

haltsam gerecht. Dias von Hinrichtungen, Folterwerkzeugen (Henkersbeil) und Porträts von Leuten, wie etwa des Henkers Krauts, ergänzen den Vortrag und lockern das Ganze auf. So manchen Professor möchte man am liebsten zur didaktischen Fortbildung in die Urania schicken. Die breite Vielfalt des Programms empfiehlt ohnehin einen Besuch in der Urania. Die Veranstaltungen sind bildend und zumeist unterhaltsam. Vom renommierten Kunsthistoriker bis zum Nobelpreisträger für Physik, von Eugen Drewermann bis zu Renate Künast, alle geben sich hier die Klinke in die Hand. Bei einem Preis von fünf Euro billiger als mancher Kinobesuch.

Stephan B. Antczack

Heimatsforscherin löst letztes Rätsel

Aus einem Briefwechsel

„...jaja das ist Stockgolm. Aber was bitteschön ist ein „Kackdorf?“ Ist das was Potsdam-Spezifisches? Hat das mit deinem Studium zu tun? Oder liegt das an der brandenburgischen Witterung? Oder an tektonischen oder teutonischen Verschiebungen, oder Blähungen, oder einfach an deinem vulgären Umgangston? Also meine Liebe, mache es gut, eine schöne Zeit und sieh zu, dass du immer vor 4 aus Golm abhaust. Und pass auf, wo du hintrittst.“

Hallo Herr Professor Dr. Janfuberge, um ihnen den Begriff eines „Kackdorfes“ näher zu erläutern, habe ich zunächst einige meiner Kommilitonen und auch nicht zu Rate gezogen. Wir sind zu dem übereinstimmenden Ergebnis gekommen, dass die tektonischen und auch die teutonischen Verschiebungen nicht der Grund für diese Bezeichnung sind. Auch Blähungen sind nicht der Ursprung für diese Bezeichnung, obgleich sich diese in Golm auch öfter antreffen lassen. Um nun zu einer einleuchtenden Erklärung zu gelangen, muss man sich dem Wort GOLM zuwenden. Dieser Name geht nicht auf einen gewissen Hans Werner Goll zurück, auch ist es keine Abkürzung für Glorreich Olfaktorisch Lieblich Musisch... Viel eher sagt man den Ursprung dieses Namens dem althergebrachten Begriff für etwas nicht besonders Anregendes: „oll“ nach. Darüber ist allerdings bisher keine abschließende Übereinstimmung getroffen worden. Viele Forscher glauben auch,

dass der Ursprung auf das Wort „Groll“ zurückgeht, welches ja auch keinen positiven Inhalt ausdrückt. Wenn man aber „oll“ und „groll“ zusammenwürfelt, kommt man immerhin auf den Wortstamm GOL. Das fehlende M nun, so sagt der Volksmund, ist im Jahre 50 v.u.Z. an das bis dahin GOL heißende Dorf gefügt worden, weil die Nachnamen aller Dorfbewohner mit einem M begannen. Und nicht nur das! Sie hatten sogar alle den gleichen Nachnamen!!! Ja, ja - ich weiß, was sie jetzt völlig erschüttert und mit weit aufgerissenen Augen und Mündern denken... und sie haben recht!!! Alle Einwohner von GOLL gehörten zu ein und derselben Familie und hatten sich jahrelang durch Inzest zu einer derart großen Gemeinde fortgepflanzt, dass sie sich das Recht nahmen, ihren so innig geliebten Nachnamen in der Bezeichnung für ihr Familiendorf wenigstens durch einen einzigen Buchstaben bis in alle Ewigkeit hinfort zu sichern. Heutzutage gibt es auch Familien in Golm, deren Nachnamen nicht mit einem M beginnen. Allerdings drängt sich mir ständig der Eindruck auf, dass diese Familien auch nie wirklich in die Dorfgemeinde mit einbezogen werden und wie Aussätzige behandelt werden. Unter einigen Kommilitonen hat sich inzwischen, und das ist es, was die Vielfältigkeit der Sprache mit sich bringt, der Begriff „gollmig“ zu einem häufig benutzten Adjektiv entwickelt. Dieses Wort soll sagen, wenn sie es nicht

schon lange erraten haben, dass es einem nicht gut geht, dass man voll angervet ist, dass einen die ganze Kacke ankotzt etc. pp. In diesem Sinne lässt sich nun, vielleicht auch für sie, leichter verstehen, warum man diesen Ort auch als „Kackdorf“ bezeichnet. Die ganze Geschichte um den Namen des Dorfes war so voll von Verrat, Verblüffung, Verachtung, Veruntreuung, Verarschung usw., dass sich die Bezeichnung „Kackdorf“ eigentlich von selbst ergab.

Lieber Herr Professor Dr. Janfuberge, sollten trotz meiner ausführlichen Erläuterung noch Fragen offen sein, stehe ich ihnen jederzeit gern zur Beantwortung derselben zur Verfügung.

(aus dem Schriftverkehr mit einem Freund, der unbedingt wissen wollte, warum ich Golm als Kackdorf bezeichne!)

Antje Kellner

Wir haben's raus!

Umfrage zum Mobilitätsbedarf ausgewertet

„Eine qualitativ hochwertige Arbeit!“ So ein Lob von einem Vertreter eines Verkehrsbetriebes geht runter wie Öl. Ein Jahr hat der AK Verkehr daran gebastelt und jetzt ist die Auswertung der Verkehrsumfrage unter Studierenden raus. Der StuPa hat sie, die Verkehrsbetriebe und die Stadtverwaltung Potsdams auch – nun sollen einige Ergebnisse auch Euch vorgestellt werden, die ausführlich (alle 30 Seiten) auf den Internet-Seiten der Studierendenschaft zu finden sein werden.

2200 Briefe mit Fragebögen und frankiertem Antwortkuvert gingen an StudentInnen der Uni und 660 kamen wieder zurück. Bei der Auswertung ergab sich: Den **Weg zur Uni** legen 64% der Studierenden mit dem ÖPNV, 18% mit dem Auto oder dem Krad

und 14% mit dem Rad zurück. Fast die Hälfte der Studierenden gibt an, hauptsächlich in Golm zu studieren. 40% der Studierenden wohnt in Potsdam, 40% in Berlin und 20% im Umland. Bei der Untersuchung des **Verhaltens unterschiedlicher Fachsemester** haben sich deutliche Unterschiede gezeigt. Am häufigsten wird der ÖPNV zum Ende des Grundstudiums benutzt. Genau gegensätzlich zur ÖPNV-Nutzung verläuft die Kurve der Auto-Nutzung. Mehr ÖPNV bedeutet also weniger Auto.

Durchschnittlich pendeln Studierende fast dreimal pro Woche **zwischen den Standorten**, am häufigsten zwischen Golm und Neuem Palais und zwischen Babelsberg und Griebnitzsee. Werden Strecken, also bestimmte Verbindungen zwischen Standorten, schlecht bewertet, werden sie auch weniger gefahren. Eine Entlastung der Verkehrssituationen kann auch durch die Universitätsleitung erreicht werden. Bei der Raumplanung muss – bei uns bekannten Restriktionen – auch die Vermeidung von Pendelfahrten eine Rolle spielen.

Das Semesterticket hat bei vielen Studierenden zu einer vermehrten Nutzung des ÖPNV geführt. Dabei hat es den Studierenden vor allem mehr Mobilität in der Freizeit ermöglicht, aber auch der Studienalltag wird einfacher und vielfältiger. Während sich 14% der Studierenden eine Begrenzung auf Potsdamer und Berliner Tarifgebiet wünschen, lehnen 17% das SemTix völlig ab. Dabei geben 8% aller Befragten an, sie könnten nicht mit dem ÖPNV zur Uni kommen. Bleiben 9% die nicht wollen, oder die für sie inakzeptable Nachteile in Kauf nehmen müssten.

Hauptsächlich wird die Bewertung des SemTix-Nutzens wie folgt begründet: finanzielle Gründe, erhöhte Mobilität, politische Gründe und Fragen der Modalität.

Rund 2000 Studierende fahren **mit dem Rad zur Uni**, über 7000 mal pro Woche radeln Studierende zwischen den Standorten, allein 3700 zwischen Golm und Neuem Palais. Von Standort zu Standort mit dem Rad, das ist aber die im Schnitt am schlechtesten bewertete Variante.

Nach besonderen Problemstellen befragt, steht die Problematik der Um- bzw. Durchfahrung des Parks Sanssouci weit oben. Hier muss weiter an einer

Lösung gearbeitet werden.

Der ÖPNV erhält bei der Bewertung der einzelnen Pendelstrecken die beiden schlechtesten Noten. Die Wege von Golm und vom neuen Palais nach Babelsberg werden mit schlechter als vier bewertet.

Von den Studierenden wird die Anpassung an die Nachfragestruktur von Studenten, die allgemeine Takterhöhung, Anbindung wichtiger studentischer Orte an den Nachtverkehr und Verbesserungen bei der Radmitnahme als wichtig angesehen.

Ungefähr 40% der Studierenden haben sich an der **Parkplatzsituation** gestört. Für die Universität sollte bei zukünftigen Baumaßnahmen eine Verbesserung der Parkplatzsituation immer mit eingeplant werden.

Daten, rohe Daten. Aber was tun damit? Das wichtigste ist, das wir damit ein Zeichen für unseren festen Willen gezeigt haben, Verbesserungen herbeizuführen: fundiert und langfristig. Die Stadtverwaltung hat reagiert. Im Abstand von zwei Monaten lädt sie die Vertreter der Ver-

kehrsbetriebe und Vertreter der Studierendenschaft ein, um Lösungsvorschläge zu erarbeiten und Verbesserungen herbeizuführen. Zwei solcher Treffen haben bereits stattgefunden.

So hat Havelbus deutlich mehr Kapazitäten zwischen Golm, Neuem Palais und dem Hauptbahnhof bereit gestellt, ViP berücksichtigt unsere Vorschläge für die Neuplanung des Nachtverkehrs. Die verbesserten Abfahrtszeiten der RB 21 sollen weiter verbessert werden, auf Fahrradfreundlichere Doppelstockwagen wurde bereits umgestellt. Die Stadt nimmt unser Drängen auf bessere Radwege ernst.

Ende März werden die weiteren Implikationen der Umfrageergebnisse besprochen. Dieser direkte Kontakt ermöglicht uns außerdem, alle an uns (sakvup@www.stud.uni-potsdam.de) oder den Verkehrsreferenten gerichteten konkreten Beschwerden (Wann; Wo; Was) direkt an die Betreiber weiterzugeben.

Ziel bleibt ein studentisches Beförderungskonzept.

Sven Sygnecka
für den AK Verkehr

„Dieses Schloss samt Residenz Berlin zu verkaufen!“

Kunstgeschichte wird gerne zur Legitimation eines erneuten Aufbaus des „Berliner Schlosses“ herangezogen. Diesem Beschluss sollte von historischer Seite entschiedener widersprochen werden.

Das Schloss existiert nicht mehr und wird auch durch ein neues Mehrzweckgebäude mit „barocken“ Fassaden nicht wieder lebendig. Was man der DDR-Regierung zurecht vorwarf, nämlich die mutwillige Zerstörung eines Zentrums mehrerer kunst- und kulturhistorischen Epochen, praktiziert man heute durch gezielte Verrottung am so genannten „Palast der Republik“, der nur deshalb noch dort steht, weil er seinen Platz in den Herzen der DDR-Bürger gefunden hatte.

Es ist erschreckend, wie kritiklos sich gerade Historiker einem erneuten Aufbau des Schlosses anschließen. Was am Schloss kunsthistorisch von Bedeutung war, befand sich vor allem in dem Schloss und ist unwiderruflich verloren: Ausstattung, Bildnisse, Deckengemälde, Einrich-

tungen, Möbelstücke, Plastiken, Stuckaturen, Wandschmuck, usw. Niemand hat es auf eine Reproduktion dieser Werke abgesehen.

Ein neues Gebäude mit alter Fassade: „außen hui“ und „innen pfui“, wie der Berliner sagt. Auf welche Tradition will man sich berufen? Warum will man sich mit einer „barocken“ Fassade schmücken? Warum ausgerechnet das Werk Andreas Schlüters, der das alte Renaissance-Schloss aus dem 15. und 16. Jh. in einen riesigen Komplex umbaute und versteckte? Dieser Mann wurde, nachdem Risse im vorgesehenen Kuppelturm festgestellt worden waren, entlassen und durfte nur noch als Bildhauer arbeiten und fristete das Ende seiner Tage am Hofe des Zaren in Petersburg. Sein Werk war, wie das Neue Palais in Potsdam oder das nagelneue Bundeskanzleramt in Berlin, ein überdimensionierter Klotz. Wenn schon Barock, dann gäbe es viel schönere Gebäude zu zitieren. Aber hier geht es um Politik. Das barocke Schloss war eine Auf-



tragsarbeit des absolutistischen Fürsten Friedrich III. Der "Schiefe Fritz", wie er wegen seines Buckels auch genannt wurde, war ein Fürst, der durch geschickte Diplomatie die Königskrone in Preußen ergatterte und sich selbst aufs Haupt setzte. Man will an die Tradition eines Fürsten anknüpfen, der sich mit Wonne am Glanz des französischen Hofes unter Ludwig, dem XIV. orientierte. Schon sein Nachfolger Friedrich Wilhelm I., bekannt als Soldatenkönig, hielt von dem Prunk und Pomp wenig und ließ die Bauarbeiten am Schloss gleich nach Herrschaftsbeginn 1713 einstellen. Das nahmen ihm die im Baugewerbe tätigen Berliner übel, weil sie somit ohne Aufträge und Unterhalt waren. Sie hängten dem König die Parole vors Portal: "Dieses Schloss samt Residenz Berlin zu verkaufen!" Das Schloss war in seiner Geschichte immer umstritten. Die Cöllner Bürger wollten den Raum zur Ansiedlung einer fürstlichen Residenz nicht herausgeben. Im so genannten "Berliner Unwilen" 1442 wurde die Schloss-Baustelle, in einer Nacht und Nebel-Aktion, unter Wasser gesetzt. Wenn man schon historische Gründe für einen Aufbau anführt, dann wäre der Aufbau des mit-

telalterlichen Stadtkernes von Cölln und/ oder der Aufbau des alten Dominikanerklosters mindestens genauso berechtigt und möglicherweise sogar billiger. Man mag die Wittelsbacher, wie Otto den Faulen, und Luxemburger, wie Kaiser Karl den IV., die für einen relativ geringen Zeitraum das Zepter in Brandenburg führten, gering schätzten. Aber, was haben die Askanier, Albrecht der Bär und Otto der Lange, sowie zahlreiche andere Markgrafen verbrochen, dass man Ihnen nicht den Residenzhof in der Nähe des Bahnhofs Alexanderplatz rekonstruiert? Waren sie etwa nicht Begründer und Teilhaber der so genannten "Deutschen Ostsiedlung"? Undank ist der Welt Lohn. Bekanntermaßen ist uns Finnland in Bildung und Kultur weit voraus. In der zweitgrößten Stadt Turku (schwedisch: Abo) hat man genau dies getan: gleich am Hafen begrüßt einen die liebenswert gepflegte mittelalterliche Burg von 1280 und das sogenannte "Arbeitermuseum" gleicht der Rekonstruktion einer mittelalterlichen Stadt, in welcher allerlei historische Werke zu besichtigen sind.

Stephan B. Antzack

Berlin wie es sinkt und lacht!

Eine Berliner Büttenrede

Wann hattest Du das letzte Mal so richtig Spaß gehabt? Na, klingelt's? Also mir fallen da immer zuerst die offiziellen Erklärungen unserer Volksvertreter und ihrer Expertenkommissionen ein. Ja, Nachrichten können auch Freude machen! Fast jede Nachricht von unseren Offiziellen und deren Umfeld macht so richtig Spaß! Da wird förmlich ein Brüller nach dem anderen gezündet. Zum Beispiel der Vorschlag der Rürup - Kommission, das Rentenalter auf 67 Jahre heraufzusetzen. Was ist daran jetzt komisch? Nun, nachdem ich mit 50 entlassen wurde und nach 500 Bewerbungen endlich eine halbjährige ABM-Stelle ergattern konnte, habe ich nur noch 16, 5 Jahre Arbeitslosigkeit vor mir. Wenn ich Glück habe und z.B. chronisch krank werde, darf ich auch früher aus der Langzeitarbeitslosigkeit ausscheiden und in den Vorruhestand gehen. Das ist doch Realsatire in Rein-

kultur. Warum ist das so? Wieso macht Regierungsarbeit in diesem Land uns so viel Freude, und warum haben wir alle vier Jahre genau die richtigen, weil qualifiziertesten Spaßmacher auf der Regierungsbank, egal wen wir auch wählen? Ja, Spaß muss sein, wie Norbert „Nobbie“ Blüm schon sagte, aber warum hört das nicht auf, wieso können wir dieser Art des Humors nicht entfliehen, wieso ist Witzlichkeit alle vier Jahre wieder Trumpf?

Jetzt in der fünften Jahreszeit, wo das Wetter leider grau und die Stimmung wenig fröhlich ist, habe ich dazu meine ganz eigene These entwickelt:

Die alten Politiker, die Exil und Haft überlebt hatten und nach 1949 die Bundesrepublik mit aufbauten und prägten, verschwanden nach der Zeit des Wiederaufbaus langsam aus der Politik und Personalnot machte sich breit.

Was nun? Woher die Nachfolge rekrutieren? Es gab nur eine Lösung: Die Karnevalsvereine! Stets um Optimismus bemüht, an feucht-fröhliche Sitzungen gewohnt, standen ihre Mitglieder auch noch von Zeit zu Zeit in der Öffentlichkeit. Waren also Aufmerksamkeit, Menschenmassen und dicke Wagen gewohnt. Das ideale Personal für pragmatisch-fröhliche Politik. Daß die Hauptstadt am Rhein lag, war da nur passend. Von nun an war Schluss mit Idealen und Theorien, jetzt war Medienpräsenz und Alaaf angesagt. Bonn wie es singt und lacht und zwar täglich! Marx, Mill, Rousseau und die ganzen ollen Kamellen wurden abgemeldet, dafür gab es jetzt pausenlos neue Kamelle ohne Aussicht auf Aschermittwoch.

Die fetten Jahre vergingen und immer noch tönte es alle vier Jahre: „Woll'n mer se hinein lassen?!“. Und wir ließen sie hinein, war ja auch sonst keiner da, der rein wollte, wen hätten wir schicken sollen? Einer bereitete uns sogar soviel Freude, das wir ihn ganze 16 Jahre gar nicht mehr haben hinaus lassen wollen. Er war ja auch deutlich überqualifiziert, einfach alles stimmte, die Aura, die Gestik, die Mimik und die Reden, ein humoristisches Rundumsorglospaket sozusagen.

Bei so viel Spaß entwickelten wir uns prächtig und dank alliierter Präsenz konnte auch nicht allzu viel schief gehen, da

der Frohsinn per Grundgesetz auf das Bundesgebiet beschränkt und unsere Prinzengarde nur Landesverteidigung da war.

Dann stellte das Konkurrenztheater 1990 den Spielbetrieb ein und es wurde sich flugs die Konkurrenzmasse angeeignet, freilich nicht ohne vorher die noch brauchbaren Teile abzustoßen.

Deutschland war wieder eins, die Alliierten immer mehr abgemeldet und die Party ging jetzt richtig los. Der von den Spaßmachern assimilierte Landesteil bekam von Anfang an die ganz große Keule aus Kalau zu spüren, denn die Menschen dort hatten zwar die realexistierende Satire aber schließlich trotzdem 40 Jahre lang nicht wirklich was zu lachen gehabt.

Jetzt wurde aus dem Vollen geschöpft: Es kamen die Zeiten, in denen hier im Osten die Landschaften blühten und die Rente sicher war. Und was haben wir gelacht!

Neben den Landschaften blühte leider auch der Fremdenhass wieder auf und für kurze Zeit hat-

te es sich ausgescherzt, denn die industriellen Sponsoren der Karnevalsvereine drohten ihre Gelder zu streichen, wenn ihre Mitarbeiter weiter auf offener Straße totgeschlagen würden. Aber in der Spaßgesellschaft gibt es kein Thema, das nicht auch mit einem guten Witz aufgelockert werden könnte, dementsprechend wurde die Asylgesetzgebung geändert. Seitdem haben Asylanten noch weniger zu lachen, während Schlepperbanden sich in den Zug der Feiern einreihen dürfen.

Dann kam das Jahr 1998, die alte Garde des Herrenwitzes wurde abgewählt, denn der brennende Komet der Komik war verkoht und auch wir Wähler waren der alten Scherze überdrüssig.

Mit dem Spaßkanzler Gerhard Schröder von der Konkurrenztruppe hofften wir endlich wieder herzhaft lachen zu können. Die Wahl zwischen Alaaf und Helau, entschied dementsprechend Helau überdeutlich für sich. Dem rechtsrheinischen Motto entsprechend, vollzog auch der Politikzirkus endlich den nicht immer fröhlichen, aber dafür wenigstens sehr teuren Umzug nach Berlin. Denn hier lag es, wie allgemein bekannt,

mit dem Humor traditionell eher im Argen. Support für die ostdeutsche Karnevalskultur war also dringend notwendig!

Doch zuerst machte sich eher Ratlosigkeit breit, denn das Programm der neuen Elite schien nur aus irrlichterndem Slapstick und Krawallhumor zu bestehen. Einige mussten erst noch zu sich selbst laufen, andere sich erst so richtig in Schale schmeißen und in Szene setzen.

Doch nachdem Oskar Lafontaine - der lieber nachts und privat im stillen Kämmerlein als auf der Regierungsbank Spaß hatte, das Ensemble verließ - konnte so richtig losgejuxt werden.

Selbst die Grünen, traditionell eher dem harmlosen Gutmenschenwitz zugeneigt, machten nun die militantesten Späße mit. Denn die lange, anstrengende und unlustige Zeit als Oppositionsverein war endlich vorbei und mit ihrer Position in der Spaßgesellschaft änderte sich auch ihr Witz. Was hatten sie für Freuden im Wendtland, der alte Gorleben-Gag war wieder da und mit Jürgen wurde es jetzt erst richtig komisch, auch die ehemaligen Streitgefährten und jetzigen "Singer und Latscher" amüsierten sich könig-

„Manche glaubten sogar, neue politische Töne zu hören, aber der neue Kanzler sprach nur in einer anderen Mundart.“

Karlchen Schmitz alias Hans-Joachim Gerboth

lich über seinen Seitenwechsel. Realpolitik kann eben auch Spaß machen.

Vor nicht allzu langer Zeit standen ja unsere fünf großen Spaßmachervereine wieder zur Auswahl. Wir hatten lustige Shows mit Fischer und Schröder und noch viel bessere Performances mit den Darstellern Ronald "Barnie" Schill und Edmund "Edie" Stoiber vom nationalen Xenophobietheater. Es war ein Gag an Gag-Rennen und es brauchte sogar zwei Stand-Up-Duelle um den endgültigen Sieger zu küren. Und wie wir alle wissen, darf unser Gerd noch mal ran. Also die Flasche Bier geholt, die alten Zöpfe über den Maschendrahtzaun geschmissen und her mit dem ehrlichen Politiker. Und nun? Was? Verwählt? Schon wieder? Dabei hat der Gerd doch noch gesagt es gibt keine Steuererhöhun-

gen nach der Wahl. Das ist Wählerbetrug und wir brauchen einen Untersuchungsausschuss! EINE UNTERSUCHUNGS-AUSSCHUSS WEGEN WÄHLERBETRUG!

Hört auf, ich kann nicht mehr! Das ist zuviel des Guten!

Was kommt dann als nächstes? Ein Untersuchungsausschuss zur Aufklärung illegaler Parteispenden etwa?

Haben wir nicht vorher gewusst, daß es auch mit der neuen alten Regierung wieder viel zu lachen gibt?

Waren Steuererhöhungen und Einsparungen nicht absehbar?

Egal ob Alaaf oder Helau gewinnen, die Lacher haben wir immer auf unserer Seite!

Sebastian P. Ott

Buchvorstellung: „Ich würde mich auch wehren...“

Spannend, hintergründig, kontrovers – das erste Buch zur Möllemann-Debatte ist in Potsdam erschienen

Der Streit begann mit einem Interview. Jürgen W. Möllemann, inzwischen nicht mehr stellvertretender Vorsitzender der FDP, aber immer noch Präsident der Deutsch-Arabischen Gesellschaft, äußerte sich vor einem Dreivierteljahr in der Berliner „Tageszeitung“ verständnisvoll zur sogenannten Al-Aksa-Intifada. Dabei unterstrich er ein angebliches Selbstverteidigungsrecht der Palästinenser gegen die „israelische Besatzung“. Möllemanns in diesem Zusammenhang bekanntestes Zitat – „Ich würde mich auch wehren“ – ist Titel eines Buches, das kurz vor der Bundestagswahl im Potsdamer Weber-Verlag erschienen ist. Nicht nur der Verleger Kai Weber ist an der Uni ein alter Bekannter. Die Herausgeber Tobias Kaufmann und Manja Orłowski sowie die Autorin Eva Grammel studieren, bzw. haben in Potsdam studiert und mit Dietmar Sturzbecher, Jürgen Dittberner und Julius H. Schoeps haben drei der renommiertesten Professoren dieser Uni Beiträge in dem Buch geschrieben. Weitere namhafte Autoren sind u.a. Henryk M. Broder (Der Spiegel), Jan Roß (Die Zeit) und Norbert Frei, Historiker an der Universität Bochum. Die Aus-

wahl des Titels für den Sammelband sagt schon sehr viel über den Inhalt aus, denn das Möllemann-Zitat ist entwaffnend und treffend zugleich. Alle Dimensionen der „Möllemann-Debatte“ könnten unter diesem Motto stehen. „Ich würde mich auch wehren“ sagte Möllemann und wies auf seine Ausbildung als Fallschirmspringer bei der Bundeswehr hin, die er selbstverständlich anzuwenden gedenke, falls Deutschland besetzt würde. Gerade weil dieses Bild so schief ist, scheint es symptomatisch für die analytischen Fähigkeiten Möllemanns. „Ich würde mich auch wehren“ ist zweitens symptomatisch für das Selbstverständnis der Herren Möllemann und Karli – obwohl sie mit völlig überzogener Polemik gegen Israel, die teilweise antisemitische Züge trug, die Debatte selbst ins Rollen gebracht hatten, sahen sie sich als Opfer. Möllemann und Karli, der Israel in einem Interview mit der Zeitschrift „Junge Freiheit“ Nazimethoden vorgeworfen und von einer „zionistischen Lobby in den Medien“ gesprochen hatte, als Opfer medialer Meinungsmache und Opfer der Juden. Stehen sie mit dieser pathologisch zu nennenden Vorstellung allein? Später behauptete

Möllemann mehrfach, er sei wegen seiner Tabu brechenden Kritik an Israel von dem jüdischen Talkmaster Michel Friedman des Antisemitismus bezichtigt worden und tue nichts weiter, als sich gegen Friedmans „unerträgliche Arroganz“ zur Wehr setzen.

„Ich würde mich auch wehren“ bezieht sich damit zugleich auf das geschickte Ablenkungsmanöver, mit dem Möllemann (und noch viele andere, von denen weniger die Rede war) Israel-Kritik als unzumutbares Tabu und das Brechen dieses Tabus als liberalen, emanzipatorischen Akt darstellten. Die Autorinnen und Autoren gehen in dem Buch Fragen nach wie diesen: Was haben Möllemann und Karli gesagt und wie fruchtbar ist der deutsche Boden, auf den diese Worte fielen? Was ist

Antisemitismus und wie verbreitet ist er in der deutschen Gesellschaft – im Alltag, in der Jugend, an den Rändern des politischen Spektrums, vor und nach der Möllemann-Debatte? Der zweite Teil des Buches bereitet den Streit innerhalb der FDP und mit der FDP auf, analytisch, ohne Anspruch auf Vollständigkeit. Was wollte Möllemann eigentlich erreichen? Und: Hat er es erreicht?

Drittens widmet sich dieses Buch einem Thema, das in der Debatte bisher oft zu kurz kam: Der Israel-Kritik selbst. Es ist kein Tabu, Israel zu kritisieren. Tatsächlich wird Israel in Deutschland sehr heftig kritisiert. Von den Medien und ihrem Publikum, von Politik und Prominenz. Dadurch entsteht ein verzerrtes Israel-Bild. Ist dieses Bild mit antisemitischen Farben gemalt?

Ich glaube nicht daran, dass es irgendeine Feindschaft zwischen den Völkern gäbe, wenn sie nicht künstlich erzeugt und geschürt würde. Man sollte eigentlich meinen, dass Menschen vernünftiger seien als Hunde. Hunde lassen sich manchmal auf ihrgleichen hetzen, manchmal aber auch nicht. Menschen dagegen lassen sich immer aufeinanderhetzen und das „Kschksch“ braucht gar nicht einmal geschickt gemacht zu werden. Es braucht nur überhaupt gemacht werden, da gehen sie schon aufeinander los wie blödsinnig geworden...

B. Traven - Das Totenschiff

Die Bestandsaufnahme von Antisemitismus und Israel-Kritik in diesem Buch wirft Schlaglichter auf die wichtigsten Teile der Debatte, sie erklärt Hintergründe und Zusammenhänge, ohne wissenschaftlich abstrakt zu werden und sie ist eine klare Meinungsäußerung gegen antisemitischen Populismus. Eine empfehlenswerte Lektüre, weil viele Texte nicht nur spannend zu lesen sind, sondern auch fürs Studium interessante und neue Fakten liefern. Statistiken zur Verbreitung des Antisemitismus in Brandenburg und Analysen der Medienberichterstattung finden sich hier ebenso wie Hintergrundinformationen zum Nahostkonflikt – etwa zu den Todesopfern der sogenannten Al-Aksa-Intifada oder zur „Operation Schutzwall“ im palästinensischen Flüchtlingslager

in Dschenin.

Spätestens nach Möllemanns Ausspruch, Israels Ministerpräsident Sharon und Friedman selbst förderten Antisemitismus, werden sich viele Juden in diesem Land gewünscht haben, eine größere Zahl ihrer nicht-jüdischen Mitbürger hätte ihnen zumindest ermutigend zugerufen: „Ich würde mich auch wehren“.

Das Buch soll, so die Herausgeber in ihrem Vorwort, nicht zuletzt so ein Zuruf sein.

Tobias Kaufmann/Manja Orłowski (Hg.), „Ich würde mich auch wehren...“ Antisemitismus und Israel-Kritik – Bestandsaufnahme nach Möllemann, Potsdam 2002, 160 Seiten, 12,80 Euro, ISBN 3-936130-04-3

Tobias Kaufmann

Das Rezept für biegsames Glas

Über B. Travens Roman „Das Totenschiff“

„Wenn ich fünfundzwanzig Jahre lang keinen Cent ausgabe, jede Monatssteuer sorgfältig auf die andere legte, nie ohne Arbeit wäre während der ganzen Zeit, dann könnte ich nach Ablauf jener fünfundzwanzig Jahre unermüdeten Arbeitens und Sparens mich zwar nicht zur Ruhe setzen, könnte aber nach weiteren fünfundzwanzig Jahren Arbeitens und Sparens mich mit einigem Stolz zur untersten Schicht der Mittelklasse zählen. [...] Und da diese Volksschicht jene gepriesene Schicht ist, die den Staat in seinen Fundamenten erhält, so würde ich dann ein wertvolles Mitglied der menschlichen Gesellschaft genannt werden können. Dieses Ziel erreichen zu können, ist fünfzig Jahre Sparens und Arbeitens wert. Das Jenseits hat man sich dann gesichert und das Diesseits den anderen.“

Mit diesem hoffnungsvollen Blick auf die eigene Zukunft beginnt die Geschichte des amerikanischen Deckarbeiters Gerard Gale. Sein Schiff liegt gerade im Hafen von Antwerpen und er macht sich auf, um die Stadt zu erkunden. Nach einer Nacht mit Wein, Weib und wahrscheinlich auch Gesang, muss er feststellen, dass sein Schiff, die Tuscaloosa, bereits vor Stunden abgelegt hat. Unglücklicherweise sind Sack und Pack noch an Bord, darunter auch ein für ihn bis dato unscheinbares Schriftstück: seine Seemannskarte, ein Identitätspapier vergleichbar mit einem Pass oder Ausweis.

Die Erkenntnis der Probleme, welche dieser Verlust im Europa nach dem ersten Weltkrieg mit sich bringen kann, bleibt ihm nicht lange verborgen: gerade kurz vorm eindösen, wird er von einem Polizisten angesprochen und wegen des



Gerettet!

Nichtvorhandenseins der Seemannskarte und damit potentiell Landfriedensbruchs landet er auch prompt auf einem Polizeirevier. Nachdem annähernd zweifelsfrei festgestellt wird, dass es sich hier nicht um einen gesuchten Schwerverbrecher handelt, es aber andererseits auch Einigkeit darüber herrscht, dass man ihn dennoch nicht in Belgien gebrauchen kann, wird er folgerichtig nachts nach Holland abgeschoben.

In Rotterdam angekommen, unternimmt er den ersten Versuch, mit Hilfe seines Botschafters

wieder zurück in die Vereinigten Staaten zu gelangen, was sich als hoffnungsloses Unterfangen herausstellt, da ihm ohne Papiere gar nicht erst geglaubt wird, überhaupt US-Bürger zu sein, und über den entsprechenden finanziellen Herkunftsnachweis verfügt er nicht. Also zieht er unverrichteter Dinge wieder ab, genießt dennoch die Zeit in Holland, bis er von einer Polizeistreife in einer Pension geweckt und...genau, wieder nach Belgien abgeschoben wird. Vorher muss er die für ihn Routine gewordene Durchsuchung seiner Taschen über sich ergehen lassen. Die Polizei hält ihn zwar nur für

einen Landstreicher, aber wer weiß, vielleicht hat gerade dieser Landstreicher das Rezept für biegsames Glas dabei. Sein weiterer Weg führt ihn über Frankreich — mit Kurzaufenthalt in dessen Festungen und Gefängnissen — ins sonnige Spanien. Das Bemühen, seinen Konsuln klar zu machen, dass er ein rückreisberechtigter Amerikaner ist, hat er mittlerweile aufgegeben.

In Barcelona — nach einem Trip gen Marseille — endet der erste Teil des Buches, in dem Traven seine Figur bei ihren Begegnungen mit Amtsträgern und Institutionen des Nationalstaates mit solch einer beißenden Polemik und entwaffnenden Naivität in der Betrachtung ausstattet, dass dadurch Bürokratie und nationalistischer Dünkel aufs Trefflichste karikiert werden. Die

Ereignisse und Dialoge, die sich in diesem Teil Seite an Seite reihen, könnten genauso aus einem komödiantischen Kammerstück stammen und ziehen auf ihrer Spitze sogar aus Absurdität ihren Witz. Wie der Seemann z.B. einem französischen Landwirt, bei dem er als deutscher Gastarbeiter unterkam, erklärt, was ein Königsberger Klops ist, das ist einfach genial.

Im zweiten Teil des Buches, nach der Annahme einer „Arbeit“ auf dem Seelenverkäufer Yorikke, bleibt zwar die anarchistische Grundhaltung des Buches bestehen, aber der Alltag des nun nicht mehr ganz so entwurzelten Seemanns ändert sich drastisch. Es stellt sich schnell heraus, dass er mit falschen Versprechungen an Bord gelockt wurde: Anstatt als Heizer, muss er als Kohlenschlepper arbeiten und die englische Heuer, die ihm versprochen wurde, wird ihm nur in einem engli-

schon Hafen ausgezahlt; dumm nur, dass die Yorikke in der Mittelmeergegend kreuzt, um nordafrikanische Rebellen mit Waffen zu versorgen. Er sitzt nun auf einem Totenschiff in der Falle: Einem schwimmenden Sarg, mit Heimatlosen aus aller Herren Länder besetzt, dessen Eigner nur darauf wartet, die Versicherungspolice zu kassieren, wenn das Schiff früher oder später wie von Geisterhand gesteuert, einen Felsen rammt.

Abmustern geht nicht, da weder ein Land, noch ein anderes Schiff —ausgenommen ein anderes Totenschiff— einen stigmatisierten Heimatlosen aufnimmt. Also, bleibt ihm nichts anderes übrig, als im Heizraum der Yorikke —einem Gleichnis der Hölle— seinen lebensgefährlichen Dienst zu verrichten bis er unerwarteter Weise doch zu einem anderen Arbeitsplatz und vom Regen in die Traufe kommt.

IR

Sweet Home Mitteleerde

Nun seid doch mal ehrlich, Ihr Ignoranten: Wer von Euch hat je alle Bücher von 'Der Herr der Ringe' gelesen? Zwei? Drei?. Und wer von Euch hat sich mittlerweile nun schon den zweiten Teil der Verfilmung angesehen? Fast alle, gell? Und das nicht etwa, weil Ihr ja sooooo große Tolkien-Fans seid, sondern weil man bei all dem Presserummel den Film einfach gesehen haben muss. Wie die Schafe folgt Ihr den paar echten Tolkienfans in die Kinosäle. Ich bin ein Schaf. Schon im ersten Teil fragte ich mich nach einer Stunde, wann das endlich vorbei sei. Und als dann der schöne Legolas und Aragorn am Ende überlebten, da hatte ich sogar eine Motivation, um mir den zweiten Teil anzusehen. Ach, hätte ich mir doch stattdessen ein Brad-Pitt-Video ausgeliehen! Legolas und Aragorn waren natürlich wieder mit von der Partie und schön wie eh und je. Aber lohnt es sich wirklich für zwei schöne Männer drei Stunden lang den abgrundhässlichen Anblick von tausenden von Orgs/Orks/Awks/Oks (wie schreibt man das? Hilfe!) zu ertragen? Und nicht nur das. Nein, diesmal gab es ganz viele Großaufnahmen von Gollum. Ihr wisst schon, das kleine echsenhafte Männchen, das man immer nur von weitem auf dem Berg sah und das krächzte: 'Mein Schatz, mein schöner Schatz.' Seitdem darf mich mein Freund nicht mehr 'Schatz' nennen.

Gollum brachte mein sanftes Schafsgemüt wirklich völlig durcheinander. Vor allem in der Szene, wo er den erlegten Hasen einfach roh fraß. Falls Ihr beabsichtigt, Euch den Film anzusehen, dann rate ich folgendes: Die Stelle, wo Gollum anfängt, mit dem dicken Hobbit um den Hasen zu streiten, ist ideal, um mit dem Augenzukneifen zu beginnen. Glaubt mir, ich weiss wovon ich rede. Das war dann auch das erste Mal, wo ich meine kreidebleichen Freunde anbrüllte 'Hätten wir uns mal 'Sweet Home Alabama' angesehen!' Klar, ich weiss, dass Gollum nicht einfach nur häßlich war, weil es die Filmemacher auf meine Nerven abgesehen hatten. Warum sollten die Bösewichte auch schön sein? Bösewichte müssen häßlich sein und - alle Achtung! - sie waren wirklich schön häßlich. Die hatten übrigens außer ihrer Bosheit alle etwas gemeinsam: Hellblaue Augen. Und diese Augen verfolgten mich noch tagelang. Der alte schleimige Bruder meiner Tante, der mich zum Weihnachtsfest ungeniert an-



Bis zur Zerstörung des Rings ist es noch ein beschwerlicher Weg

baggerte, erinnerte mich plötzlich an Gollum, einfach nur weil er hellblaue Glubschaugen hatte.

Und auch mein Ex hat hellblaue Augen - ich hatte es ja schon immer gewusst! Gut zu wissen, dass mein neuer Freund braunäugig ist. Ich würde mich nur ungern von ihm trennen. Wer 'Die Gefährten' klasse fand, wird wohl auch 'Die zwei Türme' lieben.

Wer aber wie ich ein Schaf ist und Fantasy nicht wirklich mag, der sollte es besser lassen. Es wird mehr gekämpft und mehr geschlachtet als im ersten Teil - und zwar ganz gewaltig. Wenn Ihr, wie mein Kumpel Tom, auf diese gutgemeinte Warnung nichts anderes zu erwidern wisst als: 'Hey, ich bin nicht so eine Memme. Immerhin habe ich auch Harry Potter gesehen!' dann, verzeiht mir, muss ich lauthals lachen. Böh böh böh.

Djamila Vilscko

Stefans Küchen-Koch-Kolumne

Steinsuppe in zeitgemäßer Abwandlung für den Studenten von heute

Erinnert sich noch jemand an die Zubereitung einer Steinsuppe in einem Kindermärchen? Kurze Abhandlung: Ein falscher Pilger bittet eine Wirtin um einen Topf, damit er sich aus ein paar Steinen eine leckere Suppe kochen kann. Die Wirtin zweifelt an der Umsetzbarkeit dieses Planes, ist aber zur Verfügungstellung eines Topfes bereit. Das Interesse der Wirtin nutzt der falsche Pilger, um diese noch zur Überlassung einiger weniger, nebensächlicher Zutaten zur Verfeinerung und Geschmacksabstimmung zu drängen. Am Ende hat er eine tolle Suppe und schenkt der Wirtin aus Großmut die Suppensteine, nachdem er sie außerdem einen Löffel der Suppe hat kosten lassen.

nem Mitbewohner und erklärt laut und mit fester Stimme, jetzt eine leckerere Steinsuppe zu kochen. Man besorgt sich von weiteren Mitbewohnern und Nachbarn qualitativ hochwertige Lebensmittel mit dem Versprechen, sie auch einen Löffel der Suppe kosten zu lassen. Dabei ist darauf zu achten, daß diese Eßwaren in Kombination eine anregende Vorspeise, ein reichhaltiges Hauptgericht und ein leckeres Dessert ergeben. Wahlweise kann man auch das knifflige Kunststück versuchen, den auf der Suppenpackung gezeigten Serviervorschlag möglichst realitätsnah nachzuahmen. Hier können auch die Mitbewohner und Nachbarn wieder eingebunden werden, indem sie die Realitätsnähe der Umsetzung mit der Lautstärke ihres Applauses bewerten. Besonders für Studenten ist dieses Rezept zu empfehlen, weil die Quantität völlig variabel ist und sowohl eine einzelne Person, wie auch ganze Armeen satt machen kann.

Zutaten:

- 1 Teelöffel Zement aus einer Tütensuppenpackung
- nach gewünschter Essensmenge variierende Anzahl von Mitbewohnern



Kaufen Sie nicht die Katze im Sack, das gibt ein mehliges Bouquet.

Hier das Rezept. Man kaufe in einem Discounter der freien Wahl eine beliebige Tütensuppe. Diese beinhaltet ebenjene zu Zement zermahlene Suppensteine. Man leiht sich einen Topf von ei-

Nichts Großes nur gebe man ändern,damit man Dank verdient:
Durch Brotes Bissen und Bechers Neige den Gefährten ich fand.

Die Edda -Spruchweisheiten -

Kochen mit Herz

Das Jahr 2003 scheint alle unsere Erwartungen zu übertreffen. Glaubt man den Kettenbriefen aus der mailbox, steht der dritte Weltkrieg schon kurz bevor. Vielleicht kann ihn Deutschland noch so lange hinauszögern, bis in der Flugverbotszone des Iraks der pfeilschnelle Transrapid errichtet ist. Danach werden herrliche Zeiten folgen! Denn wie die Geschichte zeigte, folgte nicht nur dem Dreißigjährigen Krieg ein Wirtschaftswunder. Das ist ein Grund, um optimistisch in die Zukunft zu sehen. Und selber anzupacken! „Lieb Vaterland, magst ruhig sein, ich bin dein Blut, dein Wachen. Und will für dich in Krieg und Not den Pflug zum Schwerte machen!“ Sicher werden sich noch ein paar mutige Verteidiger edler Interessen in unseren Reihen finden. Doch wie kann man diese dann würdig verabschieden? Bernd hat das dem Anlaß angemessene Rezept: Herzragout. Gleichzeitig wird an dieser Stelle endlich auch die in der Mensa oft zu hörende Frage „Was machen die nur mit dem Essen“ beantwortet werden. Wir haben nämlich das gleiche Kochbuch.

Zubereitung: Die Herzen der Länge nach aufschneiden, vom Blut befreien und waschen. Mit Gewürzen und dem Wurzelgemüse heiß ansetzen und langsam garkochen, herausnehmen und in ca. 1cm starke Würfel schneiden. Aus Schmalz,

| | |
|----------------------|-------|
| Pikantes Herzragout: | |
| Herzen | 1000g |
| Pilze | 250g |
| Wurzelgemüse | 100g |
| Schmalz | 80g |
| Mehl | 80g |
| Zwiebeln | 50g |
| Saure Gurke | 50g |
| Saure Milch | 100g |
| Paprika | |
| Basilikum (Lorbeer) | |

Mehl und Zwiebeln eine hellbraune Schwitze bereiten, darin etwas Paprika mitrösten, mit der Herzenbrühe zu einer sämigen Tunke auffüllen und zusammen mit kleingeschnittenen, angerösteten Pilzen und den Fleischwürfeln durchkochen lassen. Mit der sauren Milch bzw. Buttermilch und den feingehackten Gurken abschmecken, zum Schluß das gekochte, in Steifen geschnittene Wurzelgemüse untermischen.

Dieses Menü sollte für mindestens 10 Personen reichen und wenigstens ein Kilo Herzen erwärmen! Sicher auch für eine WG-Feier bestens geeignet.

Dichters corner

Tränen

Eine Träne
Und noch eine Träne
Aus Angst geboren
Losgelassen
Mit der Angst
Rollt sie hinab
Die Angst bleibt haften
Die Träne rollt weiter

Eine Träne
Und noch eine Träne
Aus Glück geboren
Losgelassen
Mit dem Glück rollt sie hinab
Das Glück bleibt haften
Die Träne rollt weiter

Désiré Arnold

Die Engel

Die Engel
Weinen
Sitzen
Auf den Wolken
Blicken
Auf meine Welt
Baumeln
Mit den Beinen
Schlagen
Mit den Flügeln
Es regnet wenn
Die Engel
Weinen

Désiré Arnold

Klagelied der Armut

Ein Gruß dir neuer Morgen,
Bin kein verkanntes Genie,
Mein Leben ist voll Sorgen,
Gewonn' hab ich noch nie.

Wohl all' die langen Tage,
Bemüht ich mich doch sehr,
Bekämpfte meine Lage,
Die Lasten blieben schwer.

Nicht eine Hand, die wollte,
Mir mindern meine Last,
Wofür ich sie verfluchen sollte,
Doch fehlt mir Zeit und Rast.

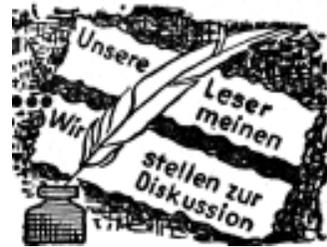
André Kühn

Leserpost

Dilemma *

(Djamila Vilcsko zu Anspruch & Realität I)

Faule Studenten gibt es immer. Und gab es immer. Und klar, dieses Negativimage wird oft auf alle Studenten übertragen. Leider. Jan Röhlk hat völlig recht, wenn er darauf hinweist, dass es immer wieder vorkommt, dass Dozenten ihre Studenten völlig überfordern und dann im schlimmsten Fall auch noch als faul hinstellen. Völlig unmöglich finde ich zum Beispiel die neueste Masche an den Instituten, nach der man die Hausarbeiten bis Ende der Vorlesungszeit, bei humaneren Professoren, bis Mitte/Ende Februar abgeben soll. Drei meiner fünf Hausarbeiten muss ich bis Ende Februar vorlegen. Ok, ich habe dann sozusagen eine Woche für jede Hausarbeit, was auch ausreichend ist. Jedoch hat ein Student erstens ab und zu etwas Privatleben verdient (Nach über 4 Monaten lokaler Trennung ist es vielleicht verständlich, dass ich die ersten paar Ferientage mit meinem Freund und nicht mit dem PC verbringen will...) und zweitens kommt durch die ganzen Hausarbeiten der Praxisbezug zu kurz. Was bringt es mir, wenn ich drei bis vier Wochen lang ununterbrochen am PC sitze und theoretische Abhandlungen über die englische Sprache schreibe? Wäre es nicht viel wünschenswerter, die Sprache statt dessen zu sprechen? Und nicht jeder Anglist kann wie ich, das Dilemma mit der Theorie und Praxis relativ elegant lösen, indem ich meine Hausarbeiten im anglophonen Raum schreibe. Und da wären wir dann bei dem – auch im Artikel angesprochenen – Motivationsproblem. Das ist tatsächlich ein Problem. Allerdings hat es meiner Meinung nach andere Gründe als die schlechten Prognosen der Arbeitsamtler. Es ist doch nun wirklich kein Geheimnis, dass Germanisten, Anglisten, Historiker, Philosophen etc. im Normalfall keine große Aussicht auf eine steile Karriere und viel Geld haben. Zwar kein Ding der Unmöglichkeit, doch es ist relativ ungewöhnlich. Man braucht also eine gehörige Portion Wahnsinn und 'Lass-die-anderen-doch-quat-schen'-Mentalität plus extrem viel Interesse an



den Studienfächern. Wenn man davon genug hat, dann kann man sich jahrelang damit motivieren. Viel schöner wäre es natürlich, wenn statt der Theorie etwas mehr Praxis gefordert werden würde. Wenn man zum Beispiel ein paar Hausarbeiten aus der Studienordnung streichen könnte und statt dessen einen Auslandsaufenthalt zur Pflicht machen würde... Der Uni darf man aber nicht die schlechten Arbeitsmarktprognosen für bestimmte Studienfächer und daraus resultierende Motivationsprobleme vorwerfen – daran trägt sie keine Schuld. Wer studiert, der sollte aus echtem Interesse studieren. Nicht, weil die Eltern es wollen. Oder weil man gerade nicht weiß, was man machen will. Sondern weil man so bereit ist für seine Interessen zu kämpfen, dass man sich durchboxt, auch wenn die Uni nicht der Hochglanzwerbung entspricht. Wenn wirklich nur die Leute Anglistik und Germanistik studieren würden, die es auch wirklich wollen und die nicht nur ein nettes nicht zu schwieriges Studienfach wollen, dann hätten wir sicherlich keine Probleme mehr mit überfüllten Seminaren. Und ich müßte keine satirischen Unigesetze schreiben. Und ich müßte folglich auch nicht erklären, dass eine Satire immer völlig überspitzt ist und nicht wirklich der Realität entspricht. Wahr ist, dass die Situation bei den Anglisten schlimm ist, im Grundstudium ganz besonders. Unwahr ist, dass wir uns in die Zimmer stapeln (dazu fehlen uns noch die leeren Bücherregale aus der Bibliothek) und ganz besonders unwahr ist, dass ich die Dozenten für die Situation anklagen will. Die Klage richtet sich an die Politiker, die hoffentlich auch ab und zu den BERND lesen. Vielleicht könnten die Politologen ja ein paar Exemplare weiterleiten? Dann wäre auch gleich der Bezug zur Praxis hergestellt.

* Wochenlang auf Platz 1 der deutschen Single-Charts. An den Unis immer noch aktuell.

Leserpost: Sternhagel

Hallo BERND. Dein Horoskop war völlig korrekt. Die Vorhersage war derart präzise, daß ich mich auf all die schrecklichen Dinge wunderbar einstellen konnte. Früher mußte ich mich immer auf mehrere mögliche zukünftige Gegenwarten einstellen. Damit ist jetzt Schluß! Mit dem BERND-Horoskop in der Tasche sehe ich der Zukunft genauso pessimistisch entgegen, wie es notwendig ist. Jetzt muß ich mich nicht mehr mit nutzlosem Zweckoptimismus rumschlagen, sondern kann mein Elend schon beklagen, bevor es eingetreten ist. Vielen Dank und mach weiter so!

Stefan aus Babelsberg

Lieber Stefan, es freut mich, daß ich auch Dir mit meinem Blick in die Zukunft Dein vor Dir liegendes Leben erhellen konnte. Natürlich ist das nicht einfach. Immerhin muß meine Astrologie-Abteilung Nacht für Nacht die Sterne beobachten, damit ich die Qualität meiner Prognosen dauerhaft auf diesem hohen Niveau halten kann. Viele Sterne sind ja auch mit dem bloßen Auge gar nicht so leicht zu sehen. Da muß man manchmal richtig genau hinkucken, um keine Fehler zu machen. Denn Fehler kann ich mir nicht leisten. Das ist mein Anspruch zum Vorteil meiner Leser.

Viele Grüße
Dein BERND

Was die Sterne sagen:

W i d d e r :
Gib den Widerstand auf: Etwas Großartiges wird passieren, aber ein kleiner Schritt von Dir ist noch dafür nötig. Trau dich!

S t i e r :
Immer mit dem Kopf durch die Wand? In manchen Gebäuden – und man weiß eigentlich gar nicht, wo man anfangen soll, aufzuzählen – solltest du es lieber nicht riskieren; nur die Decken sind durchlässig...

Z w i l l i n g :
Wo früher Türme in die Lüfte ragten, ist jetzt ein Loch von finsternen Ausmaßen. Und wir reden nicht von Sarumans Turm – sondern vom Feuerlösch-„Teich“ in Golm. Was das mit dir zu tun hat? Wahrscheinlich nichts, aber das ist nunmal immer bei dir so. Alles ruhig. Langweile rundherum. Und irgendwas muss man schließlich doch in deinem Horoskop schreiben, oder?

S k o r p i o n :
Dein guter Vorsatz für 2003, nie wieder eine Sporthalle zu betreten, scheitert an dem Vorhaben, die Golmer Cafeteria zu besuchen.

L ö w e :
Siehste, das hätte dir nun wirklich jeder sagen können. Wie kann man nur so dumm sein, und die Mensaleitung am Griebnitzsee herausfordern. Jetzt haben wir den Salat und müssen eben die-

sen in einem Stoffzelt vor dem Hauptgebäude verzehren! Wenigstens die Zunge kannst du dir nicht mehr verbrennen, weil du dein Tablett von der Winterkälte abkühlen lassen kannst.

J u n g f r a u :
So geht das nicht weiter. Dein Briefkasten quillt über vor Probeabos, Kaffee gibt's nur noch aus Berliner Zeitung Tassen und die Zähne strahlen nach sorgfältiger Bearbeitung mit AOK-Zahnbürsten. Das Lotterleben ist vorbei! Der Ernst des Lebens naht!

W a a g e :
Anfahrt aus dem größten Vorort der Welt in die brandenburgische Landeshauptstadt. Wenn du nicht endlich einen Plan aufstellst, zu welchen exotischen Zeiten du ab jetzt pendeln willst, wirst du noch in den Massen ersticken. Golm ist sicher Klasse um 05:00 in der Frühe! Probiere aus! Ganz bestimmt! Wirklich!

S c h ü t z e :
Du triffst „die Person“.
... Du willst mehr wissen? Wirst du aber nicht hier erfahren! Ätsch! Wenn wir jetzt mehr beraten würden, dann wäre ja die ganze Spannung weg, oder?



Nicht auf alles haben nur die Sterne Einfluss

S t e i n b o c k :
Dass Du Deine Uhren noch nicht auf die Winterzeit umgestellt hast, ist keine Begründung mehr für dauerhaftes Zuspätkommen zu Vorlesungen. Deiner Kreativität könnte ein Gang zum luxuriös ausgestatteten Fitnessraum im Wohnheimkeller Babelsberg gut tun.

W a s s e r m a n n :
Wenn du dich weiter nur von Nudeln und 5-Minuten-Terrinen ernährst, wird dich dein Arzt zu Dauerbesuchen in der Mensa zwingen, weil dir ausgewogenes, weil kalorienabgezähltes Essen fehlt und du deshalb immer mehr einem Tolkienischen Sméagol ähnelst.

F i s c h e :
Alle deine Prüfungsvorbereitungen stellen sich als umsonst heraus. Der Prüfer meint, ihm ginge es nicht um das Geld.

K r e b s :
Liebe: Neues Jahr neues Glück! Das ist die Hoffnung eines jeden zu jedem beginnenden Jahr. Leider haben Krebse nicht teil an der konkreten Realisierung und was bleibt ist die bloße Hoffnung auf sexuelle, wie auch emotionale Erfül-

lung. Aber zum Glück kann man die ja auch ins Jahr 2004 übertragen und muß sie nicht ungenutzt in 2003 verfallen lassen. Darum sagt der Volksmund: Die Hoffnung stirbt zuletzt.

Geld: Kluge Krebse haben in Finanzdingen die Hoffnung schon längst aufgegeben und müssen darum herbe Enttäuschungen nicht fürchten. Diese gute Nachricht gilt auch weiter im Jahr 2003. Zusätzliche monetäre Engpässe stärken die schon jetzt ausgeprägte Leidensfähigkeit dieses Sternzeichens über das als sehr robust bekannte Maß hinaus und führen sie zu neuen Höhen.

Gesundheit: Ist der Krebs in der vorteilhaften Situation, die deutsche Staatsangehörigkeit zu besitzen, ist freudiges Frohlocken durchaus angebracht. Die zu erwartenden ständigen Gebrechen und körperlichen Leiden des gerade angebrochenen Jahres werden nämlich vom locker geknüpften sozialen Netz partiell aufgefangen. Natürlich verfangen sich bei daraus resultierenden Beitragserhöhungen der Gesundheitskassen auch erhebliche Summen aus den klammen Taschen der Krebse in eben diesem sozialen Netz.

Astrologieteam: Ulrike Hennings, Sönke Klinger, Stefan Hartunk, a

Impressum

DER BERND ist die Studizeitung Potsdams
An Ausgabe 21 haben mitgearbeitet: Sönke Klinger, Andreas Kellner (a), Ulrike Hennings, Thomas Munkelberg, Robert Mailbeck, Thomas Pany, Sebastian P. Ott, Pascal Tischhauser, Jan Röhlk, Marko Bindseil, André Lausch(AL), Djamilia Vilcsko, Tobias Kaufmann, Ike Reiter (IR), Antje Kellner, Stephan Antczak, Stefan Hartung, Mandy Fox, Désiré Arnold
Werbung: Andreas Kellner, Ulrike Hennings, Désiré Arnold
Layout: Ike Reiter

Photos: Andreas Kellner, Bilder zu „Daheim“, „Palast der Republik“, „Katze“ und „Totenschiff“: Postkarten, „Horoskop“: Staatliche Versicherung der DDR
Auflage: 2500 handverlesene Exemplare
DER BERND erscheint mit Unterstützung des Allgemeinen Studierendenausschusses der Universität Potsdam /AstA).
Ein Dankeschön an alle Werbeüpartner, die das Erscheinen erst möglich gemacht haben.
Kontakt: derbernd@rz.uni-potsdam.de

Anzeige



BERND

WILL DEINE MEINUNG!

Leserpost an:
Bernd@rz.uni-potsdam.de

AOK für das Land Brandenburg

Sicher in den Schnee

... endlich frei,
... kein Lernstress,
... gutes Wetter, tolle Pisten
... nette Leute, Spaß,
... einfach traumhaft!



Damit es so bleibt, informiert euch der *AOK Studenten-Service* zum Thema Krankenversicherungsschutz im Urlaub.

Weitere wichtige Tipps zum Thema Wintersport erhaltet ihr in unserer Info-Broschüre "Wintersport"!

Schaut bei uns rein.

AOK Studenten-Service

Dörthe Saeger, Diana Lamb
Am Neuen Palais 10, Haus 6
14469 Potsdam
Fon 0331 95104-97,-98
Fax 0331 95106-45
ASS.potsdam@brb.aok.de
www.unilife.de





URKUNDE

DEN KOLLEGEN DER

Bernd-Redaktion

WIRD IN ANERKENNUNG
DER MITARBEIT AN DER ERFÜLLUNG
UNSERES FÜNFJAHRPLANES
DIESE URKUNDE ÜBERREICHT

Die nationale Bedeutung des Fünfjahrplanes besteht darin, daß er dem ganzen deutschen Volk den Weg des Friedens und der Demokratie, den Weg des Aufbaus aus eigener Kraft zeigt.

Walter Ulbricht

Auch Du kannst an der Erfüllung des nächsten Fünfjahresplanes mitwirken! Schreibe einfach an:
bernd@rz.uni-potsdam.de